

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 9. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{4}$, M.

Berlin, 1. Mai 1894.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{4}$, M.

XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Aphrodite und ihr Dichter.

Novelle von Gabriele Reuter.
(Schluß.)

Södele war dann verschwunden, und wir hörten lange nichts von ihm.

Aphrodite hatte sich inzwischen verheirathet, mit einem reichen Speculanen, wie ihr Vater einer war. Sie besaß jetzt einen reizenden Cupido, aber sie selbst war uns förmig corpulent geworden. Darum zeigte sie auch keine Lust mehr an Abenteuern, sondern blieb still und treu zu Hause auf ihrem Divan, löffelte in Zucker eingelochte Rosenblätter und trank Sandelholz-Wasser dazu. Davon wurde sie immer stärker, sodass sie zuletzt einem Gebirge fast ähnlicher sah als einem Menschen. Meine Mutter ist mit ihr gegangen und verzichtete nun ihren Cupido mehr noch, als wie sie dessen vergötterte Mutter verzogen hat. Was sollte sie auch bei uns?

Papa und ich waren sehr fleißig. Wissen Sie, dass ich meine Erziehung nur Papas Forscher-Manie zu

danken habe? Es hat ihn interessirt zu ergründen, wie viel von seinem Geiste wohl in dem schwarzen Thierchen stecken möchte, das seine Tochter war. Also, — ich bin eigentlich ein Gelehrten-Experiment! Ich glaube, kein schlechtes. Papa und ich arbeiten gut zusammen. Wie viele Fahrten haben wir nicht den Nil hinauf gemacht nach Ober-Aegypten, auf die Ruinenfelder von Theben und Philä, wo wir Ausgrabungen anstellen ließen! Wir gaben von dort viel Gutes mitgebracht.

Auf einer dieser Reisen war es, in Philä. Mein Vater war an's Land gegangen, um das Terrain zu untersuchen; ich hatte auf dem Verdeck unserer Dahabine Briefe geschrieben und wollte ihn gegen Abend abholen. Da sah ich ihn bei den Säulen des Iiss-Tempels mit einem Manne reden, der eine Filzlappe trug und um die Schultern eine Decke von Kamelhaaren, wie ein eingeborener Aegypter, aber dazu ein paar sehr abgenutzte und gesichtete europäische Beinkleider. Auch sonst passte er nicht in die Landschaft. Er besaß in seiner Haltung nicht die ruhigen, erhabenen Linien, die alles dort zeigt: die Tempelsäulen mit ihren Lotusblumen-Capitellen, die Palmen, die schlanken, aufrechten, stilten Aegypter und Aegypterinnen und die feierlichen Curven

des geheimnißvollen Flusses. Er drehte mir den Rücken zu und setzte meinem Vater eifrig etwas aus einander, wozu mein guter Papa über sein ganzes, liebes, rosiges Gesicht lachte, und ich rief unwillkürlich: »Mister Gödeke!«

Er fuhr herum und starrte wie ein verfolgtes Thier, dessen Schlupfwinkel man entdeckt, mich zornig an.

Nachdem ich seinen wütenden Blick eine Weile freundlich ausgehalten hatte, sagte er sanftmütig: »Ja so, — Sie sind es, Miss Alison! Wie geht es? Ihr Vater, wie ich vermuthe?«

Er blinzelte Papa zu und lachte mit seinem lauten, herzlichen Kinderlachen, als ich mich stolz an Papas Arm hängte.

»Ich erklärte Ihrem Vater eben, wie man die Cholera bekommen kann, auch wenn durchaus keine Epidemie in der Gegend ist. Mein Mittel ist ganz unfehlbar. Ich versuchte es zweimal an mir selbst und es glückte immer. Es ist sogar ein Wunder, dass ich nicht gestorben bin,« rief Gödeke so lebhaft und eindringlich, als müsse es die Hauptbeschäftigung jedes vernünftigen Menschen sein, derartige Experimente mit sich anzustellen.

Ich sagte ihm, er sei noch ganz der Alte. Darauf



Marodenre.

Nach dem Bilde von Wilhelm Diez. — Siehe Seite 67.
Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

lächelte er wehmüthig und bemerkte: »Wir bleiben schon immer wir selbst.«

»Darf ich Sie in meine Einsiedelei führen?« fragte er dann. »Ich diene hier in Demuth und Abgeschiedenheit der Allmutter Isis. Die Eingeborenen ehren mich als den Priester des großen, räthselvollen, weiblichen Prinzip und bringen mir Gaben, von denen ich mich nähre: Datteln, Mais und Brod.«

Seine Einsiedelei war eine Hütte aus Nilschlamm und Ruinenbroden, wie die der anderen Zellachen, ebenso schmutzig und armelig.

Auch hatten, wie überall, die Tauben ihre Nester darauf gesetzt, ihren Unrat darauf geworfen; sie gurrten, in Scharen zusammenhockend und auf- und niederschlägernd, darüber.

»Die Vögel der Aphrodite lieben mich,« sagte Gödeke, lockte die Tauben und fütterte sie mit Brodkrummen.

So hauste der Mann nun schon Jahre lang in den Tempelruinen, umgeben von den gewaltigen, starren, grauig-bunten Bildern der Isis, der ägyptischen Göttin der Liebe. Eine Kiste mit Büchern hatte er bei sich, als einziges Zugeständniß an die moderne Cultur, der er den Rücken gefehrt hatte, weil sie die Ursache seines Lebensglücks gewesen sei, wie er behauptete. Denn wäre Aphrodite nicht von der modernen Cultur verdrängt worden, setzte er mir aus einander, so hätte sie ja einsehen müssen, daß nur der Dichter der Mann sei, dem sie angehören könne.

Das war seine fixe Idee: Aphrodite ohne die Sehnsucht nach Pariser Kleidern, rein aus der Hand der Natur. Als ob das nicht ein Unsinn wäre zu verlangen, ein schönes Mädchen solle kein Verlangen nach schönen Kleidern tragen! Eben solch ein Unsinn wie die ganze Anbetung dieser mit künstlichen Gefühlen und verrückten Extasen einbalsamierten todten Liebe!

Zu verwundern ist nur, daß er darauf so wahre und ergreifende Verse machen konnte. Er hatte in Philä einige Gesänge zu seiner Aphrodite geschrieben, die von dem Entzücken des einsamen Träumens handelten. Die waren sehr schön. Mein Vater, ein feiner Kenner alter und neuer Poesie, wurde ganz bewegt davon.

Mir blieb es immer ein Rätsel, wie ein Mensch jahrelang die vollständige Abgeschiedenheit von Menschen seines Gleichen ertragen kann, der, wenn er wieder mit ihnen zusammentrifft, so von Mittheilungs-Bedürfnis übergeht wie Gödeke an dem Abend, an dem wir ihn sahen. Was hat der Mann in den wenigen Stunden alles zusammengeredet! Er strömte sein Herz und seine Gedanken mit einem geradezu verblüffenden Vertrauen aus. Ja, — es war doch etwas von einem großen Kind in ihm.

Harmlos erzählte er uns wieder und wieder, daß die ägyptischen Weiber ihm, als gottgesandtem Fremdling, Brod und Früchte brachten und er sie dankbar von ihnen empfange, weil doch ein schöner Sinn darin siege, daß ein Dichter von den Opfergaben der Menge erhalten werde, der er die Geheimnisse des Lebens deute, und daß es allen Dichtern und Sängern so gehen müsse. My dear, — wir wissen ja, daß die Verehrung der Wahnsinnigen und der Cretins hier von der Religion geboten ist. Unser Freund nahm keinen Anstand, von diesem Vorrecht Gebrauch zu machen. Er war in der That so etwas wie ein Gottbesessener und ein armer Narr dazu.

Meinem Vater gefiel er sehr gut. Er kam am nächsten Tage auf unser Nilboot, und während unseres Aufenthaltes in Philä haben die beiden Männer manchen gelehrten Disput gehabt. Beide zeigten sich als Anhänger der klassischen Bildung, mein Vater war ein Oxford-scholar von einigen Graden, und Gödeke hatte in Deutschland Philologie studirt. So verstanden sie sich, wenn sie auf die Alten kamen, sehr gut.

»What an extraordinary person!« sagte Papa oft und besprach mit mir weitläufig, wie wir es anstellen könnten, Gödeke einem menschenwürdigen, vernünftigen Leben zurückzugeben.

Heute muß ich sagen, es war eine unglückliche Idee von Papa, Einfluß auf eine Natur, wie die Gödeke's, gewinnen zu wollen. Damals war ich Feuer und Flamme dafür.

Well, — Gödeke willigte endlich ein, mit uns nach Alexandrien zurückzukehren und meinem Vater als Secretär zu helfen. Er belam von Papas Kleidern; ich neckte und plagte ihn so lange, bis er sich seinen jämmerlichen Bart rasierte. Nur an sein Haupthaar durfte man ihm nicht kommen.

»In meinen Haaren liegt meine Dichterkraft,« behauptete er dann pathetisch und warf sich die lange Mähne, die ihm um die Ohren und über die Augen hing, von seiner schönen, ausgearbeiteten Stirne zurück.

Ach, meine Liebe, welche Mühe haben wir uns mit ihm gegeben! Meine beste Seife habe ich ihm auf seinen Waschtisch gelegt, und von Papas bestem Parfüm habe ich ihm hingestellt, damit er es zufällig über sich gießen und endlich den Geruch von Philä verlieren sollte, — wahrhaftig, der Dichter der Liebe duftete immer nach

Mumien; — Sie kennen doch diesen saden, fremden, widerwärtigen Geruch?

Damit er sich als freier Mann fühle, mietete Papa, der liebe, alte Mann, ein hübsches Zimmer für ihn in der Stadt und gab ihm seinen Gehalt für einige Monate voraus.

Nach ganz kurzer Zeit trafen wir ihn doch wieder, wie er sein Mittagsmahl auf der Straße bei einem von den schmutzigen Herumträgern verzehrte. Als wir ihn darüber zur Rede stellten, kam es heraus, daß er auch schon längst nicht mehr in der für ihn ausgesuchten Wohnung lebte, sondern bei irgend einem Kutscher einen Wintel über einem Stall, mit einem Baumwollsjack als Lager, inne hatte. Sein Geld war für werthvolle Werke ausgegeben, die er sich mit großen Kosten von Deutschland hatte kommen lassen. Der Mann suchte uns begreiflich zu machen, daß all die äußeren Bequemlichkeiten seine Schaffenskraft nur hinderten, und daß besonders gute Nahrung an ihm verschwendet sei. Er besaß die Erfahrung, daß der Hunger ihn sogar in eine leichte, freie und phantastische Stimmung versetze. Diese Behauptung schien nicht übertrieben. Ich habe niemals früher oder später einen Menschen kennen gelernt, der so unabhängig von den Bedürfnissen des Leibes gewesen wäre wie Gödeke. Eine rohe Gurke gewährte ihm wirklich genug Nahrung für einen ganzen Tag. Freilich sah er auch zum Erbarmen hager und gelb aus.

Lange hielten wir ihn nicht. Die alte Unruhe und Einsamkeitslust fassten ihn plötzlich, er blieb ohne Abschied weg.

Nach einigen Wochen erschien er zu unserer Überraschung wieder bei uns, — hier auf der Veranda! Lieber Himmel, was war in der Zeit aus Papas Kleidern geworden! Papas seidenen Regenschirm hatte er auch irgendwo auf dem Karmel stehen lassen. Er war mit einem Dornschiff in das heilige Land hinaufgefahren; sehr mutter führte er zurück. Und wie konnte er erzählen! Man sah die Gegenden und die Menschen und die Bekleidung der Dinge, während Gödeke davon sprach.

Er hatte auch Verse für mich mitgebracht. Denken Sie, — Gödeke hatte ein Sonett auf mich gemacht! Ein regelrechtes Sonett auf ein so regelwidriges Geschöpf wie mich, das bringt auch nur ein deutscher Dichter fertig . . . !

Miß Alison hielt nach dieser letzten Bemerkung inne. Die Verse, über die sie sich so spöttisch äußerte, sagte sie meiner Mutter nicht. Das schwarze, kluge, sonderbare Gesicht erstarnte in Träumerei, nur in den kleinen Augen mit den unruhigen, weißen Augäpfeln zeigte sich ein raschloses Leidenschaftsleben. —

»Wir versuchten es noch einmal,« sagte Miss Alison eilig, als wollte sie ihre Erzählung schnell beenden und mit allem fertig werden. »Ich dachte, Gödeke sollte bei uns im Hause wohnen, aber Papa war dagegen. Er mietete ihn auf's neue ein und abonnierte für ihn in einem kleinen, anständigen Restaurant. Papa war herrlich, wie er Gödeke auseinandersegte, daß er seine Aphrodite beenden müsse, daß es jetzt für ihn an der Zeit sei, ein berühmter Mann zu werden, daß die Aphrodite gedrückt werden müsse u. s. w.

Gödeke war ganz damit einverstanden, ein berühmter Mann zu werden. Er sah uns gleich ein fertiges, farbenprächtiges Bild dieser seiner Zukunft vor, so aus Sathre und Pathos gemischt, wie er alles gern hatte.

Wir haben uns an dem Abend kostlich mit ihm unterhalten, — und wie haben wir gelacht! —

Einmal hat er auch Aphrodite wiedergesehen. Auf dieser Veranda saß sie bei mir, umhüllt von einer Menge Spiken und Seide, als er aus der Stadt herauftauchte, mich begrüßte und mit mir sprach, ohne sie auch nur zu bemerken. Er ging dann zu Vater hinein. Ich glaube, er hat sie nicht wiedererkannt.

Irgend ein Teufel trieb mich, ihn später zu fragen: »Handen Sie nicht auch, Mr. Gödeke, daß meine Schwester sich sehr verändert hat?«

»So, — das war sie?« antwortete er zerstreut, »das war sie...?«

Man sollte danach meinen, seine große Liebe wäre mit der Zeit doch jachte zerbrockt und vergangen. Aber Dichter, my dear, sind sehr sonderbare Geschöpfe. Man darf ihnen niemals trauen, — sie fühlen so anders als gewöhnliche Leute. Je gleichgültiger Miss Aphrodite Persepholis oder Madame Menotti, wie sie jetzt hieß, Herrn Alexander Gödeke geworden war, desto hartnäckiger wurde der Cultus, den er mit seiner idealen Aphrodite trieb, mit diesem Geschöpfe seiner eigenen Phantasie.

Es war da nichts zu machen! Ich hätte das einsehen sollen. But — somehow, — ich dachte, es könnte ja Hand in Hand gehen, — ein bisschen altgriechischer Götzenkult und ein gutes, vernünftiges Leben mit einer Frau, die ihn verstand und ihm in verschiedener Hinsicht genützt hätte, wenn sie auch in der Farbe ein wenig mißrathen war.

Mein Vater hielt große Stücke auf Gödeke. Wir wären dann nach Deutschland gegangen, — für ein paar Jahre, — um ihn bekannt zu machen.

Vielleicht hätte ich mehr Geduld haben sollen....“

Hier hörte Miss Alison auf zu erzählen. Sie war unter ihrer schwarzen Haut ganz blaß geworden. Es hat etwas Schauerliches, wenn ein Regergeficht erbleicht, es bekommt dann etwas so Zahles, Graues, Todtes. Sie zitterte, und die Zähne, dieses prachtvolle, wilde Gebiß, schlugen ihr mit leisem Klirren gegen einander. Sie ging auf die Veranda hinaus; dort stieß sie die Stühle heftig gegen einander und dann lief sie nach der Klingel, riß daran und bestellte mit hastigen, verächtlichen Gedärden bei dem Diener Eiswasser, von dem sie gierig trank.

Meine Mutter sah sehr nachdenklich aus.

»Ich begreife doch nicht, — ich begreife wirklich nicht....“ begann sie zaghaft und traurig. »Sie schildern ihn doch als einen so gescheiteten Mann...“

»Nein, gescheit war er nicht, — bedeutend war er und geistreich, — aber nicht gescheit!“ rief Miss Alison heftig, mit funkelnden Augen. »Was ging mich seine verrückte Liebe an! — — Aber er meinte ja,“ sagte sie plötzlich leise, — so leise, daß ich ihre Worte kaum noch hören konnte, »ich sei ihm zu werthvoll, und — — das war eine Lüge! Er hat sich vor mir gefürchtet.... Ich habe es gesehen. Das ist die Wahrheit!“

Welche Grimasse von Schmerz, Wuth und Zorn! Da regte es sich wieder, das wilde, afrikanische Blut. Der Dichter der platonischen Liebe hatte sich davor gefürchtet! —

Wenn ich mir jetzt, als reise Frau, jene Scene in die Erinnerung zurückrufe, so erfüllt mich immer Staunen vor der Macht der fühlen, guten, englischen Erziehung, die diese Natur täglich auf's neue in die zarten Bunde europäischer Sitte und hochcultivirten Fühlens zwang, der Erziehung, die das dunkle Mädchen mit geblähten Nüstern und athemloser Stimme weiterreden ließ: »Well, — und daraufhin ist er nicht wiedergekommen. Ich weiß, ich hätte mich beherrschen sollen, — ich weiß, ich hätte es gesollt! — Im Grunde war es die fürchterliche Unruhe, dieser Hang zum Wandern und zur Einsamkeit, was ihn forttrieb. Wenn man ihn zwang zu leben, wie er nicht wollte, war's auch zu seinem Besten und natürlich mit aller Rücksicht, dann wurde er roh und brutal und sagte die beleidigendsten Dinge, trotzdem er so gutmütig war.“

Es trat wieder eine Pause ein.

»Und nun?“ fragte meine Mutter zuletzt, denn daß konnte kaum der Schluß sein, »nun hat er Ihnen doch sein Werk geschildert?“

»Geschickt?“ fragte Miss Alison verständnislos und blieb stehen, denn sie lief, offenbar mit ihren eignen Gedanken beschäftigt, im Zimmer auf und nieder.

»Ja, — oder ist er selbst noch einmal bei Ihnen aufgetaucht?“

»So, Sie wissen nicht?“ sagte Miss Alison. »Ja, — ich habe ihn noch einmal wiedergesehen, als er darüber an der Cholera starb.“

Sie brachten ihn mir von der Straße herein, — wie die andern auch, von der Straße, in Lumpen, einen Bagabunden. — Wir wollen nicht davon reden. Es ist ja nun alles vorüber. Man hatte ihn gleich beim ersten Anfall hereingetragen. Danach erholt er sich noch einmal und erkannte mich. Ich hatte ihm das unglückselige Manuscript aus der Brüderbüchse seines Rockes gezogen, weil ich glaubte, es könne ihm weh thun; es sah schmutzig und abgenutzt aus. Mit dem linken Arm hielt ich ihn aufrecht.

»Miss Alison,« sagte er, »o, Miss Alison, was sind Sie für eine Frau....!“

Und als er das Manuscript der Aphrodite in meiner Hand sah, lächelte er und sagte: »Behalten Sie es, — das große Glück und die große Thorheit meines Lebens! Es soll nun alles Ihnen gehören. Es ist vollendet.“

Ich mußte mich dicht zu seinem Munde niederbeugen, um seine Worte zu verstehen, — er war so sehr schwach, und die anderen Kranken stöhnten und schrieen laut in ihren Krämpfen.

Und da kam unser Diener herein und rief mir zu, mein Vater befindet sich unwohl. Ich lief bestürztlos vor Schreden hinaus und ließ Gödeke allein. Die Wärterin folgte mir. Den Augenblick hat er benutzt, um sich aus dem Zimmer zu schleppen und fortzutriechen. Ich weiß, er wollte nicht, daß jemand seine letzte Qual sehen sollte.

Als ich mich überzeugt hatte, daß es nur ein leerer Schrecken mit Vater gewesen, haben wir mit Vaternen in der Umgegend gesucht. Dort hinaus, — auf dem weißen Sandhügel, im hellen Mondchein lag er tot.

Ich habe seine Aphrodite drücken lassen.“ —

Wir verabschiedeten uns darauf von Miss Alison. Ich mußte mich noch oft umsehen nach dem weißen Haus auf dem gelben Sande und nach der von rosenrothem Muß und zarten Spitzen umflatterten und vom Seewinde umwehten Gestalt, mit dem schwarzen, klugen, fremdartigen Gesicht, das keine Heirathsfarbe trug.

Ich war ein erwachsenes Mädchen und wohnte nicht mehr in Aegypten, sondern in Neuhausenleben bei Magdeburg, als mir einmal ein altes, abgerissenes Zeitungsblatt in die Hand fiel. So aus gedankenloser Gewohnheit und in einer wunderlichen Hoffnung, ich könne dabei einmal etwas ganz Besonderes finden, — irgend eine Nachricht oder einen Rath, aus dem das Glück für mich kommen würde, las ich jeden bedruckten Papierseiten. Und da stieß ich auf den Namen Alexander Gödecke! Es war eine Besprechung seiner Dichtung, der Aphrodite, und der Name eines berühmten Kritikers stand darüber. Von dem herrlichen Wohlklang der Verse und von der Pracht der entrollten Bilder wurde gesprochen, — von allem, was Kritiker hervorheben, wenn sie ein Werk preisen wollen. Aber der Mann sagte noch mehr: „Hier haben wir es mit einem Dichter zu thun, der Bedeutendes, der das Höchste leisten kann, falls er sich nicht mehr in reine Phantasie-Gebilde verliert, wenn er sich Genüge gehabt hat an dem reizvollen Spielen mit der schönen Form, und wenn seine starke Gestaltungskraft sich den tiefen, seltsamen Problemen unseres wirklichen Lebens zuwenden wird. Er liebt Menschen, arme, häßliche Menschen, statt falter, göttlicher Symbole, und er wird uns menschlich ergreifen! Aphrodite ist ein Erstlingswerk, das viel, sehr viel verspricht. Möge dieser bisher uns unbekannte Alexander Gödecke uns in den Erwartungen, die wir von ihm hegen, nicht täuschen!“

Nachdruck verboten.

Weibliche Philosophen.

Literarische Studie von Moritz Brasch.

Bekannt ist das Wort Diderot's: „Wer von den Frauen gespiend reden will, der muß seine Feder in den Regenbogen tauchen und den Farbenstaub des Schmetterlingsflügels über die Linien streuen.“ Ein artiges Wort! Aber ich bin nicht ganz der Ansicht des überhöhten Franzosen. Ritterlichkeit gegenüber den Damen ist sicherlich zu loben; die Blüthe edler Männlichkeit wird überall da gefordert, wo wir der Frau als Frau begegnen. Hier kann und darf sie die Rückicht fordern, welche die männliche Kraft der Schönheit und — der Schwäche des Weibes schuldet. Aber wie, wenn die Frau bewußt auf männliche Wege sich begiebt? Wenn sie selbst alle besonderen Rückichten und alle milderden Maßstäbe verschmäht, also überall dort, wo sie in einen Wettkampf mit dem Manne sich einlädt? Ist sie stolz genug und meint sie es ernst mit ihrer geistigen Tätigkeit, so wird sie einen gleichen Maßstab für ihre Beurtheilung joga fordern. Die Kritik darf eigentlich gar nicht wissen, daß ihr Urteil einem Individuum generis feminini gilt, sie soll geschlechtslos sein. Die ritterliche Broschüre Diderot's, zu denen Zeiten die Feder nur in seltenen Fällen von schöner Frauenhand geführt wurde, hat daher mehr einen gesellschaftlichen als literarischen Wert. Reichsdeutoweniger braucht die kritische Richtwaffe eines modernen Rhadamanthus kein ungeeigneter mittelalterliches Reiterschwert zu sein, sie darf sich immerhin als zierlicher Cavalier-Degen zeigen; solches tut ihrer Schärfe keinen Abbruch. — Das gilt insbesondere für Fälle, wo es die Aufgabe der Kritik ist, sich zu den geistigen Produkten der Frauen mehr ermutigend als abschreckend zu verhalten. Den unübersehbaren weiblichen Scharen gegenüber, die von dem heutigen Parnass Beifall ergriessen haben, ist oft ein kritischer, kalter Strahl, der keine abschreckende Wirkung nicht verfehlt, sicherlich gut angebracht; den schüchternen Versuchen der Frauen auf wissenschaftlichem Gebiete dagegen soll man freundlich und ermutigend entgegenkommen, zumal wenn es sich um ein so schwieriges Feld handelt, wie das der Philosophie.

Von der ersten wissenschaftlichen und historisch beglaubigten Philosophin erzählt uns Charles Kingsley in seinem prächtigen Roman Hypatia, den einst kein Geringerer als Zofias von Bunjen durch eine gute Übersetzung bei uns eingeführt hat. Hypatia fand eigentlich, obwohl er später als Bulwer's Last days of Pompeji erschien, neben diesem als das Urbild aller späteren archäologischen Romane, die auf dem Boden des klassischen Alterthums spielen, angesehen werden. Die interessanteste Gestalt jenes Romans ist die Titelheldin selbst, Hypatia, die schöne und hochgebildete Tochter des Mathematikers Theon in Alexandria, die gegen Ausgang des 4. Jahrhunderts n. Chr. in einem der Hörsäle des dortigen Museums vor einem zahlreichen Publicum Vorträge über die neuplatonische Philosophie hielt. Die antiken Historiker rühmen ihren Vorträgen Begriffsschärfe, Klarheit des Ausdrucks sowie glanzvolle Beredtsamkeit nach. Ihr Haus war überdies der Sammelpunkt der gebildeten und hervorragenden Persönlichkeiten der ägyptischen Metropole. Synesios, der berühmte Kirchenlehrer und Bischof von Cirene, in dessen noch vorhandenen Hymnen und Homilien eine eigenartige Mischung christlicher und neuplatonischer Vorstellungen aufsässt, rühmte sich, Schüler der Hypatia gewesen zu sein. Das Schicksal unserer Philosophin war ein tragisches. Alle Philosophie des Platon und des Plotinos, deren Werke sie in so anziehender Weise zu erklären verstand, schüpte sie nicht vor dem Geschicke aller Frauen, vor den Pfeilen Amors. Sie hatte zu einem ihrer Schüler, einem Jüngling aus altisraelitischem, edlem Priestergeschlechte, Philolaos, eine leidenschaftliche Neigung gesetzt, die auch nicht unwiderstehen blieb. Bei einem Volksaufstand in Alexandria, in dem der Geliebte in Todesgefahr schwiebte, suchte sie ihn vor den fanatisirten Horden des alexandrinischen Bischofs zu schützen, wobei sie selbst ermordet wurde. —

Wir müssen viele Jahrhunderte menschlicher Cultur-Geschichte durchwandern, ehe wir wieder auf weibliche Philosophinnen stoßen. Das Mittelalter kennt sie nicht. Das Kloster konnte wohl, wie wir dies bei der französischen Nonne von Gandersheim, der edlen Roswitha, sehen, die religiöse Dichtung fördern, und in der Kemenate gedieh ab und zu ein zartes Minnespiel,

aber das Licht der Philosophie fiel nicht in diese Zurückgezogenheit mittelalterlichen Frauenlebens. — Auch die Zeit der Renaissance hat keine Philosophinnen aufzuweisen. Wohl tritt am Hofe der florentinischen Medicier manche schöne und geistvolle Frau auf, die Homer und Virgil recitirt und vielleicht auch mit einem Satze aus Platon oder Cicero dienen kann, allein in der von Lorenzo di Medici begründeten Academia Platonica finden wir selbst nach dem Berichte des mystisch-sinnlichen Frauenverchers, des gelehrten Grafen Pico della Mirandola, kein einziges weibliches Mitglied. — Und in der neueren Zeit hören wir wohl von der „philosophischen“ Königin Christine von Schweden, der Tochter Gustav Adolfs, doch dürfte dieses Prädicat mehr auf ihre etwas romantisch gefärbte Freundschaft für den großen französischen Denker René Descartes, als auf ihre eigenen iheristisch-theologischen Leistungen sich beziehen. In dem Leben dieses Philosophen tritt übrigens noch eine andere junge Fürstin, die Sinn und Verständniß für philosophische Studien gehabt zu haben scheint, in den Vordergrund: die Prinzessin Elisabeth von der Pfalz. Ihr hat Cartesius sein gehaltvolles psychologisches Werk: *Traité des passions de l'âme* gewidmet, woran sich dann zwischen beiden eine lebhafte und interessante Correspondenz knüpft. Endlich verdient unter den französischen Philosophinnen noch Sophie Charlotte, die Gemahlin König Friedrich I. von Preußen und Freundin von Leibniz, genannt zu werden. Ihrer Anregung und ihrer Unterstützung durch Leibniz verdankt man die Begründung der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Die neuere Zeit hat auch den Mädchen und Frauen der mittleren und niederen Stände die Möglichkeit gegeben, sich eine höhere Bildung anzueignen. Insbesondere auf streng wissenschaftlichem Gebiete ist man jetzt mit Erfolg bemüht, die Schranken zu beseitigen, die bisher den begabteren unter jenen die akademischen Studien verschlossen haben. Diese Bestrebungen erscheinen gerechtfertigt gegenüber der wichtigen Thatfrage, daß trotz der überaus ungünstigen Verhältnisse, mit denen das Frauen-Studium in manchen Ländern noch immer verknüpft ist, wir dennoch bereits einige hervorragende Vertreterinnen der ernsten Wissenschaft in den entsprechenden Stellungen wirken sehen. Wir erinnern hier an Gräfin Sophie von Kowalska, welche die Professorur der Mathematik an der Universität zu Stockholm bis zu ihrem im Jahre 1892 erfolgten Tode bekleidete; an Fräulein Marie von Lavasseur, die an der Hochschule zu Brüssel vergleichende Sprachwissenschaft lehrt; an Frau Dr. jur. Kempin, die, neben ihrer Advocatur, an der Universität zu Zürich über römische Institutionen, Pandekten und neueres Strafrecht lehrt. Deutschland, das Land der Denker, hat auch einige Philosophinnen aufzuweisen, die es zwar noch zu keiner Professorur oder auch nur Docentur auf diesem schwierigen Gebiete gebracht haben, deren Schriften jedoch weit über die eigentlichen philosophischen Fachkreise hinaus Beachtung und Anerkennung finden. Es möge mir gestattet sein, unseren Leserinnen einige dieser gelehrten Damen vorzustellen.

Es war in einem thüringischen Badeorte, wo ich 1887 Frau Elisabeth Laß, die Gattin eines Wiener Buchhändlers, kennen lernte. Da die Dame mir dem Namen nach als Schriftstellerin bekannt war, freute ich mich, Gelegenheit zu haben, mit einer wissenschaftlichen Philosophin Verkehr pflegen zu dürfen. Frau Laß, die damals etwa im Anfange der vierzig Jahre stand, war noch eine schöne, stattliche Dame, mit einer hohen, geistvollen Stirn und großen, dunkelbraunen Augen: eine ernste Erscheinung, wenn sie auch nicht gerade spezifisch die Vorstellung an dasjenige erweckte, was man eine Schriftstellerin nennt. Ihre Art zu sprechen war ruhig, klar, besonnen, sehr zurückhaltend in ihrem Urteil über Zeitgenossen, aber warm aufflammend, wo es sich um die großen Namen der neuen Philosophie handelte. Insbesondere verehrte sie den gewaltigen Immanuel Kant, in dem sie den Inbegriff alles diesen Jahrs, was menschliches Denken überhaupt zu erreichen vermochte. — Mit geistigstem Interesse griff ich daher später zu ihren Büchern, von denen ich hier nur die beiden folgenden nennen will: *Mehr Licht*, die Hauptsaße Kant's und Schopenhauer's (2. Aufl. 2 Bde., Berlin 1880), und: *Die idealistische und realistische Weltanschauung* (Berlin 1884). Das erstgenannte Werk ist eine vergleichende Zusammenstellung Kant'scher und Schopenhauer'scher Lehren auf dem Gebiete der Erkenntnis-Theorie und Ethik. Die großen Gedankenblöcke dieser beiden Denker erscheinen in dieser gemeinschaftlichen Bearbeitung wie mit Menschenantlitzen begabt; das freimaurartige, Urgewalte dieser Ideengänge ist uns menschlich näher gebracht. Und wenn auch Frau Laß dem Schicksal alter Popularisatoren zuwenden erliegt, daß sie bei dem Sireben, einem höheren Publicum verständlich zu werden, unter den Hand den tieferen Kern verliert, so bleiben ihre beiden Bücher doch die beste Anleitung, gebildete Frauen von eingeschränktem Denkvermögen, die eine ernste Lecture nicht scheuen, in die Gedankenwelt dieser beiden Philosophen einzuführen. — In dem zweiten der genannten Werke tritt Frau Laß als Gegnerin des heutigen naturwissenschaftlichen und ethischen Materialismus auf, wie es von einer so begeisterten Schülerin Kant's nicht anders zu erwarten ist. Aber mit welcher Gerechtigkeit und Sachlichkeit behandelt sie ihre Gegner! Hier könnte sich mancher ein Beispiel nehmen. Offenbar hat Friedrich Albert Lange's Geschichte des Materialismus ihre Richtung beeinflußt. Aber Frau Laß hat von diesem scharf sinnigen und feingeistigen Kopfe zugleich gelernt, daß man der großen geistigen Macht unserer Zeit, der exact forschenden Naturwissenschaft, nur dann beizukommen vermag, wenn man es versteht, ihre Methode zu adoptiren und ihre Sprache zu sprechen. Keine verschwommene Declamation, keine schöngeistige Phraseologie, sondern klar, bestimmt und scharf sah sie den Kern des ganzen Materialismus-Streites in's Auge, mit fester Hand analysirt sie die Grundgedanken auf beiden Seiten und zeigt, wo der innere logische Widerspruch, wo die innere Folgerichtigkeit sich ergiebt. Aber unaushaltbar dringt sie in's seindliche Lager vor, und hier hebt sie mit festem Griff den bekämpften tieferen Grund aller materialistischen Natur- und Weltanschauung hervor: den mechanischen Atomismus.

In gleicher Richtung versuchte sich auch eine andere deutsche Philosophin, Fr. Hedwig Bender. Diese Dame ist sonst offenbar eine von Elisabeth Laß durchaus verschiedene schriftstellerische Individualität. Fr. Bender zeigt sich als eine mehr wissenschaftlich beanlagte Denkerin; sie verschmäht jedes Streben nach Popularität der Form und der Sprache und geht direkt auf ein exaktes Erkennen und eine systematische Darstellung ihrer Gedanken aus. Ihr, dem berühmten Berliner

Physiologen Geh. Rath Professor Du Bois-Reymond gewidmetes Werk beitet sie: *Zur Lösung des metaphysischen Problems, kritische Untersuchungen über die Berechtigung und den metaphysischen Werth des transzendentalen Idealismus und der atomistischen Theorie* (Berlin 1886, Verlag von E. S. Mittler & Sohn). Meine verehrten Leserinnen mögen vor diesem furchtbaren Titel nicht erschrecken; ich werde sie in das Labyrinth dieser in der That gar nicht leichten Untersuchungen, die aus vier Theilen bestehen, nicht hineinführen. Aber ich muß sie doch wenigstens mit der Absicht unserer Philosophin bekannt machen. Und diese Tendenz besteht in nichts Geringerem, als darin, eine eigene philosophische Welt- und Naturanschauung zu entwideln. Man bedenke, was dies heißen will: Nachdem die größten Geister der Menschheit bisher vergeblich bemüht waren, das große Welträthsel zu lösen, kommt ein deutsches blondes Mädchen, ein stilles, blauäugiges Kind vom Thüringer Wald her, um sich an diesem gewaltigen Problem zu versuchen! Die Sache ist rührend und reizvoll, — und nicht ohne pittoreske Beigedanken. Aber noch mehr: der stolze Vertreter der heutigen speculationsleidlichen Naturforschung, Geh. Rath Professor Du Bois-Reymond, übernimmt Bathenstelle bei dem unglaublich läbigen Berichte dieses Mädchens, in einen Wettkampf mit den gigantischen Schafen eines Plato, Aristoteles, Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant und Hegel zu treten! Doch der Kampf ist nur ein scheinbarer. Sehen wir der jungen Dame schärfer in's Gesicht, so ist es ein Zug huldigender Begeisterung, der uns daraus entgegenspricht. Insbesondere gilt dieser bewundernde Blick zweien der genannten großen Genien: Spinoza und Kant. Von jenem entlehnt Hedwig Bender den Begriff der alles geistige und förderliche Sein in sich schließenden Substanz, von diesem die Raum- und Zeitvorstellung. Aber sie selbst beabsichtigt eine Verschmelzung beider, indem sie die große Synthese bildet, daß die Substanz Spinoza's und das Ding-an-sich Immanuel Kant's identisch seien: ein großer Gedanke, den ich hier nur andeuten, aber nicht nach seiner vollen Begründung, wie sie Fr. Bender entwickelt, durchführen kann. Die weiteren Folgerungen, die unsere Philosophin aus diesem Grundgedanken ableitet, gehören dem Gebiete der Metaphysik und Natur-Philosophie an und können ebensowenig hier weiter erörtert werden. Außer diesem Hauptwerke besitzen wir noch von Fr. Bender eine Reihe von umfangreichen Abhandlungen, die früher in der Deutschen Rundschau und in Nord und Süd erschienen sind. Sie gehören teils der Geschichte der Philosophie (Giordano Bruno, 1890, Märtyrer des freien Denkens, 1891), teils dem Gebiete der heutigen Frauenfrage an (Die deutsche Frauenbewegung; Frauenwünsche und Frauenbestrebungen). Unsere Philosophin hat sich neuerdings mit starkem Erfolg in dem literarischen Eisen verübt, wie der vor kurzem in der Deutschen Rundschau erschienene Aufsatz über die große englische Schriftstellerin George Elliot zeigt. Wie wir hören, ist sie gegenwärtig mit einem literarischen Lebensbild ihrer Tante, der verstorbenen Louise von François, beschäftigt. — Bekannt sei noch, daß Fr. Bender einer alten preußischen Militärfamilie angehört; ihr Vater, den sie während seiner langwierigen Krankheit in ihrem bescheidenen, aber reizend gelegenen Heim zu Eisenach, am Fuße der Wartburg, in treuer Kindesliebe pflegte, war Major. —

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Marodeure.

Zu dem Bilde von Wilhelm Diez. — Siehe Seite 65.

Nicht mit Unrecht wird denen, die über die hohen Militärlasten Europas murren, entgegengehalten, daß dies Opfer, falls dadurch der Krieg vermieden werden könnte, unbedingt gebracht werden mühte, denn selbst der siegreiche Krieg schlägt dem Vaterlande noch viel tieferen Wunden. Ja, Krieg ist etwas Durchbares, und wenn er heute auch nach humaneren Grundsätzen geführt wird, als in früheren Zeiten, so bleibt noch genug des Schreckens übrig, und immer können in ihm Verhältnisse eintreten, unter denen der Mensch von der Höhe seiner vielgerühmten Kultur jäh zum brutalsten Barbarentum herabfällt. Kämpfen gut disziplinierte Truppen gegen einander, so es schon schlimm genug, schlimmer wird es, wenn erst der eine Theil mürbe gemacht und demoralisiert wurde. Ist solch ein Truppenteil durch unglaubliche Kämpfe, übermäßige Märsche, Hunger oder Witterungs-Einflüsse in's Wasser gekommen, so bleiben immer mehr und mehr seine Leute, die nicht weiter marschieren können oder wollen, marode zurück. Das sind die gefährdeten Marodeure, deren es namentlich vor den Zeiten der Eisenbahnen im Kriege unzählige gab, und die, gleichviel ob in Freunde oder Feinde Land, meist wie die wilden Thiere zu hantzen pflegten. Das Bild von W. Diez führt uns derartige Leute vor. Es sind Franzosen, Soldaten der Revolutions-Armee. Noch sind sie in der Nähe ihres Truppenteils, dem eine Landbewohnerin sich als Marktenderin möglich gemacht hat, aber schon beginnen sie zurückzubleiben. Der eine der beiden Radfahrer ver sucht, seine Lebendigkeit durch Brannwein neu zu beleben, der andere hat sich ingrimmig auf den Boden geworfen und scheint der ganzen Welt einen Hals und sich einen Strick zu wünschen, um jene daran aufzuhängen zu können. Wehe dem unbeabsichtigten Bauernhause, in dem er sein nächstes Quartier suchen wird!

v. R.

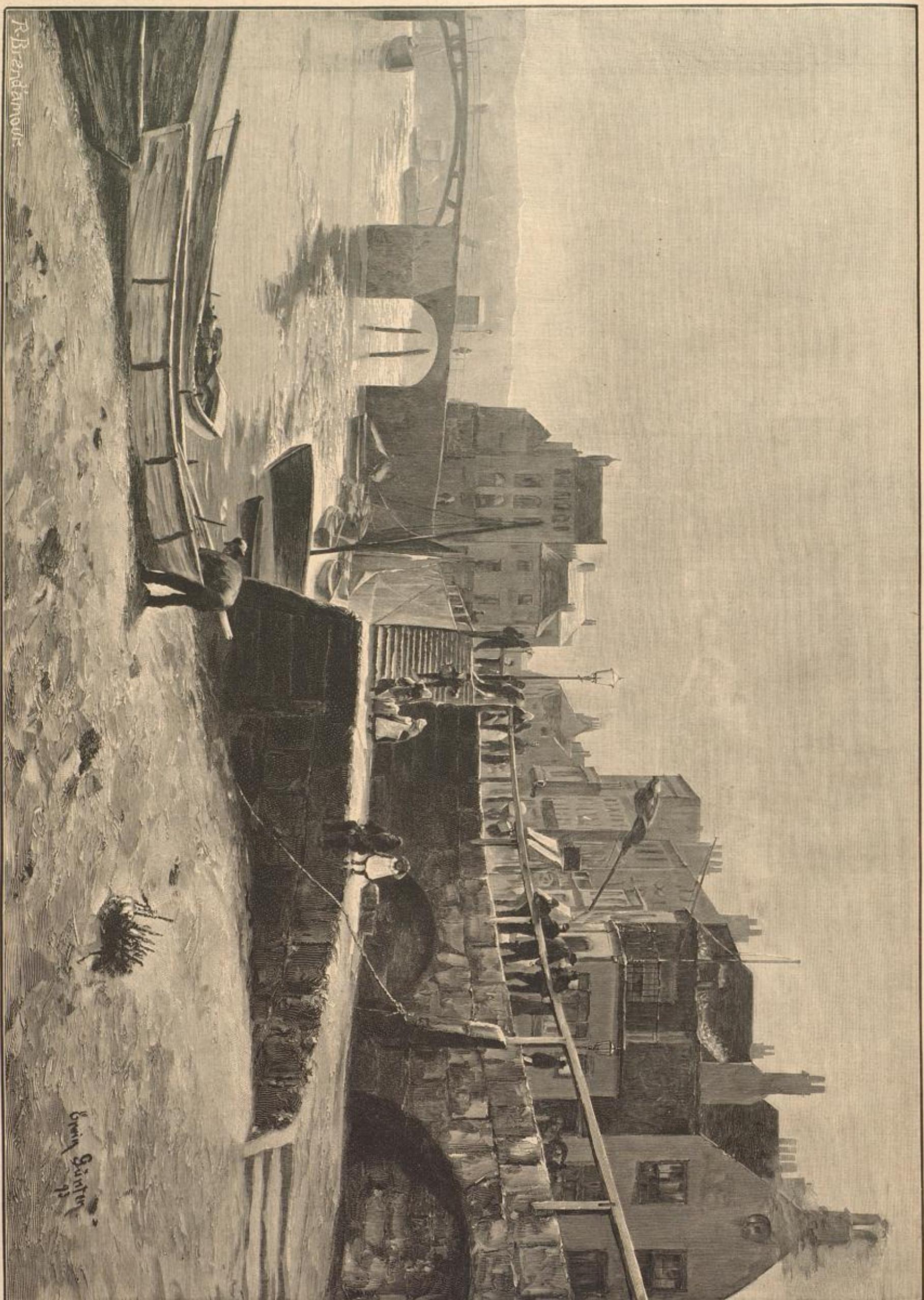
Nachdruck verboten.

Whitby.

Zu dem Bilde von Erwin Günther. — Siehe Seite 68.

An der Nordsee-Küste des nördlichen England, am flüchtigen Eis, liegt in Yorkshire das Städtchen Whitby, das seiner malerischen Umgebung halber gern von Badegästen und Künstlern aufgesucht wird. Unser Bild stellt einen Theil des Whitby-Hafens bei Ebbe dar. Die Brücke im Hintergrunde verbindet einen neuen und alten Stadttheil; durch den mittleren, drehbaren Brückenteil pflegen zahlreiche Schiffe zu passiren, namentlich zur Zeit des Feringanges, von dessen Extrat Whitby einen ansehnlichen Theil nach dem europäischen Fischmarkt sendet. Der Hafen ist bei Flutzeit durch die aus- und eingehenden Fahrzeuge sehr interessant, zumal über, wenn der Ostwind die Nordseewogen in gewaltiger Brandung gegen die Yorkshire-Küste wirst und schaumbedeckte Schleppdampfer die dichtgescrissenen Segler durch die tosende Brandung bugisieren. — Als Badeort zeichnet sich Whitby noch durch seine Willigkeit aus, ein in England gewiß nicht häufig zu findender Vorzug.

M. R.



Whitby.
Stadt beim Bilder von Erwin Günther. — Siehe Seite 67.



Nachdruck verboten.

Allerlei vom Lawntennis.

Von E. Du Bois-Reymond.

(Vignette von L. Du Bois-Reymond.)

Bei der allgemeinen Beliebtheit, deren sich das Lawntennis-Spiel heutzutage erfreut, ist die Frage vielleicht keine ganz müßige: Woher stammt es? — „Aus England!“ lautet gewöhnlich die Antwort; viel mehr bekommt man aber nicht zu hören. Es tauchte vor ungefähr zehn Jahren in Begleitung reisender Engländer in Deutschland auf, sah mit erstaunlicher Geschwindigkeit Fuß, verdrängte bald, trotz seiner hohen Ansprüche an Körperkraft und Gewandtheit, das bequeme Croquet und ist jetzt so populär geworden, daß sich im Westen Berlins die Straßenjungen bereits ihr deuce und advantage in leidlich correcter Aussprache zurufen. Gewisse Leute, hauptsächlich solche der älteren Generation, die sich selbst nicht mehr darin versuchen können, behaupten sogar nicht ganz mit Unrecht, es sei zu einer Landplage geworden, ja, man könne sich selbst auf den höchstegelegenen Punkten der Schweiz, wo kaum noch ebene Erde zu einem Court vorhanden sei, nicht mehr davor retten. Wer sich aber dem Lawntennis einmal ergeben hat, den hält es fest. Und in der That, es liegt ein eigenhümlicher Zauber in diesem Hin und Wieder, dieser unaufhörlichen Abwechslung bei scheinbarer Einiformigkeit, dieser Mannigfaltigkeit der Chancen und Aufgaben; man wird verloren, sich eingehender damit zu beschäftigen, einen Blick zurückzuwerfen in die historische Vergangenheit eines Spiels, das sich so rasch Freunde und Feinde erwirkt.

Was nun zunächst die Feinde betrifft, so mag ihnen zum Trost gesagt sein, daß sie schon vor 300 Jahren Leidensgenossen besaßen, denn es existierten unter Heinrich III. von Frankreich in Paris nicht weniger als 1800 Tennis Courts. Unser modernes Lawntennis hat sich nämlich aus einem sehr alten, weit aus complicerteren und schwierigeren Spiele entwickelet, dem jeu de Paume, auf Italienisch pallone, das im 18. Jahrhundert in Frankreich und Italien und später unter dem Namen tennis in England heimisch war. Dieses Spiel, das sich auch jetzt noch neben dem Lawntennis in England erhält, wird in einem großen geschlossenen Raum oder Ballhaus gespielt. Man bedient sich dabei, ganz wie beim Lawntennis, des Rackets oder Schlägers, der Bälle und eines Netzes; nur kommen außer dem bekannten, in drei Felder zu jeder Seite des Netzes eingeteilten, horizontalen Gebiete noch die vier Wände des Ballhauses in Betracht. Diese sind nach einem bestimmten, sehr verwinkelten System eingeteilt und numerirt, und das Abprallen des Balles von den Wänden verleiht ähnlich wie beim

Billard dem Spiel große Mannigfaltigkeit. Im ganzen zählt man 15 Felder; daher röhren die hohen Ziffern 15, 30, 40, mit denen jetzt noch beim Lawntennis gezählt wird, obgleich hier die Wände keine Rolle mehr spielen. In einer italienischen Abhandlung des Geistlichen und Doctors der Theologie Messer Antonio Scaino da Sald, die 1555 erschien, ist das Zahl-System eingehend erörtert, und wir erkennen in den Ausdrücken a due und vantaggio die Urform unserer Bezeichnungen deuce und advantage.

Im 13. Jahrhundert scheint das Spiel in Frankreich noch ausschließlich auf dem Lande und in unbedeckten Räumen gespielt worden zu sein. Anfangs des 14. Jahrhunderts ward es in die Städte eingeführt, und man erbaute Säle oder sogenannte triports (später jeux) dafür. Karl V. von Frankreich besaß ein solches triport im Louvre, das durch zwei Stadtwerte ging. Im 15. Jahrhundert entstanden mehrere in Paris; das bedeutendste lag in der Rue Grenier St. Lazare, und hier soll sich ein junges Mädchen aus dem Hennegau, Margot mit Namen, im jeu de Paume ausgezeichnet haben. Unter Heinrich VIII. wurde 1526 in Hampton Court in England ein Ballhaus errichtet, das besonders interessirt, weil es, wiewohl umgebaut und restaurirt, noch heute erhalten ist. Eine alte Abbildung zeigt das Gebäude, sowie einen bedeckten Gang, durch den der König vom Schloß aus hineingelangen konnte. Daß Karl I. im Jahre 1610 zwanzig Pfund für Tennis-Bälle und Rackets ausgab, läßt darauf schließen, daß die Bälle in damaliger Zeit noch thurer gewesen und noch leichter verloren gegangen sein müssen als heutzutage; was viel sagen will.

Bei Shakespeare finden wir das Spiel mehrfach erwähnt. In Heinrich V. (Akt 1, Sc. 2) überbringen französische Gesandte dem Könige vom Dauphin ein Geschenk von Tennis-Bällen mit der spöttischen Botschaft, diese seien ein seinem jugendlichen Geiste angemessener Besitz als französische Provinzen. Heinrich V. aber entläßt sie mit der mannhaftesten Antwort:

„His present, and your pains, we thank you for.
When we have match'd our rackets to these balls,
We will, in France, by God's grace, play a set,
Shall strike his fathers crown into the hazard.“

In der Übersetzung Schlegel's, der von Federbällen spricht, lautet dies folgendermaßen:

„Habt Dank für eure Müh und sein Geschenk.
Wenn wir zu diesen Bällen die Raquetten
Erst ausgesucht, so wollen wir in Frankreich
Mit Gottes Gnad' in einer Spielpartie
Des Vaters Kron' ihm in die Schanze schlagen.“

Hazard nannte man aber einen Theil des Ballhauses.

Allgemein bekannt ist die Rolle, die das Tripot in der französischen Revolution spielte; als die National-Versammlung am 20. Juni 1789 ihren Sitzungssaal geschlossen sand, zog sie unter Bailli und Mirabeau nach dem leeren Ballhaus, wo jene friedlichen Mauern, gewohnt, vom Klang der Schläger und Bälle wiederzuhalten, auf die ersten Gänge eines ernsteren Spiels herüberschauten.

Im 18. Jahrhundert verlor sich das Interesse an dem Spiel in Frankreich und England, und auch jetzt wird es in England verhältnismäßig wenig gespielt, obgleich dort noch vierunddreißig, theils öffentliche, theils private Ballhäuser existiren.

Das Wort racket lautet in seiner ältesten Form rachete oder rasquete, auf Italienisch rachetta, und ist vielleicht abzuleiten von retis, reticulata. Ursprünglich wurde der Schläger beim Tennis-Spiel nicht benutzt. Man bediente sich der bloßen Hand, die später durch einen starken Handschuh geschützt wurde. Von diesem ging man Ende des 15. Jahrhunderts zum eigentlichen Radet über, das Journier in einem Berichte über die Zeit Franz I. von Frankreich folgendermaßen schildert: — Ce précieux outil était un lacs de cordes croisées l'une sur l'autre, en façon de mailles et de rets, encadré dans un cadre de bois qui s'emmanchait lui-même d'un court et fort bâton . . . Les dames de la cour de Catharine de Médicis arrangeaient leurs cheveux en les croisant par bandes, comme les raquetteurs disposaient leurs cordes. C'était ce qu'on appelait la coiffure en raquettes.“ Am Anfang des 16. Jahrhunderts war der Radet in England noch nicht üblich, wie man aus einem alten Manuscript er sieht, das die Gesellschaften beim Empfang des Erzherzogs Philipp von Österreich durch Heinrich VII. in Windsor beschreibt: „Both Kyngs went to the tennys playe, and the Kyng of Castelle played wth the Rackete, and gave the Lord Marques XV.“, d. h. er gab ihm wegen seiner besseren Bewaffnung fünfzehn vor. Die Schläger wurden statt der Darmfalten auch mit Pergament überzogen. Journier erzählt, daß die Fabrikanten zuweilen aus Mangel an Pergament kostbare Handschriften verarbeiteten, deren Wert sie nicht kannten. „J'ai ouï dire à M. Chapelain qu'un de ses amis, homme

de lettres, avait joué à la longue paume avec un battoir, sur lequel se voyaient des fragments de quelques décades de Tite Live que nous n'avons pas, et que ces fragments venaient d'un apothicaire qui ayant en don des religieuses de Fontrevault plusieurs volumes en parchemin du même auteur, les avait vendus par ignorance à un faiseur de raquettes.“

Die Bälle bilden früher in Frankreich esteufs, wahrscheinlich weil sie aus estouffes de laine, Wolle, bestanden. Ein silberner Ball war das Abzeichen der Meisterschaft, des besten Spielers. Im 16. und 17. Jahrhunderts wurden die Bälle mit Haaren gefüllt, wie man in „Bel Lärm um Nichts“ lesen kann, wo Claudio sagt in gefühlloser Weise über den liebeskranken Benedict: „The barber man hath been seen with him, and the old ornament of his cheek hath already stuffed tennis balls.“ Andererseits heißt es in einem alten Liede von 1679:

„My mistress is a tennis ball
Composed of cotton fine.“

Herrn macht man den Ball aus Tuch.

Wertvördig ist nun, wie aus diesem uralten Spiel, das sich Jahrhunderte lang verhältnismäßig unverändert erhalten hat, plötzlich vor ganz kurzer Zeit das moderne Lawntennis entstand. Noch scheinen im Freien gespielte Abarten schon immer neben dem eigentlichen Tennis vorgegangen zu sein. So spielten bei einem Feste zu Ehren der Königin Elisabeth von England zehn Männer, fünf gegen fünf, vor ihrem Fenster Tennis „in a square green court . . . to the great liking of her Highness.“ Und auch später behielt man sich hier und da, in Erinnerung der kostspieligen Ballhäuser, mit vereinfachter Formen. Doch fehlte jede Organisation und Vereinigung. Diese geschaffen zu haben, ist das Verdienst des Majors Wingfield, der im Jahre 1874 eine sehr zweimäßige Modifikation des eigentlichen Tennis als Lawntennis in England einführte. Im Lauf der Jahre änderte sich noch manches an seinem Regel-Code. Wie sehr er aber damit das Rechte getroffen hatte, beweist die fabelhafte Geschwindigkeit, mit der das Spiel sich verbreitete. Schon im nächsten Jahre wurde es von dem All England Croquet Club in Wimbledon in sein Programm aufgenommen. In kurzer Zeit verdrängte es das Croquet ganz und gar, und Wimbledon wurde fortan der Hauptort des Lawntennis-Spiels, das Drat, von dem alle Tennis-Werke ausging, und der Schauplatz gewaltiger Heldenstatten auf dem grünen Rasen.

Wer nur deutsche Spieler gejewen hat, kann sich von den Leistungen wirklich bedeutender Spieler kaum einen Begriff machen. Dazu muß man sich in Wimbledon am Tage des großen Wettkampfes um die Meisterschaft von All England unter die tausendköpfige Menge gedrängt haben, die mit fieberhafter Spannung jeder Bewegung ihrer Lieblinge folgt, man muß hören, wie die Namen Gore, Renshaw, Lawrence, Hamilton — von Mund zu Mund fliegen. Jeder einzelne repräsentiert eine Reihe heroisch erprobter Siege, eine eigene Spielweise, ein Stückchen Lawntennis-Geschichte. Gore ging aus dem ersten, 1877 in Wimbledon abgehaltenen match als Meister hervor. 1881 ließ ihm der 19jährige William Renshaw den Rang ab und verteidigte die Meisterschaft mit Ausnahme von einem Jahre, wo Lawrence siegte, bis 1890. Eine Verleugnung am Arme nötigte ihn dann zurückzutreten, worauf Hamilton Meister wurde. Das Brüderpaar William und Ernest Renshaw, das in Double Matches sehr oft zusammen spielte und siegte, sich aber niemals öffentlich gegen einander versuchen wollte, gehört zu den populärsten Erscheinungen in der Herren-Welt des Lawntennis. Sie zeichneten sich hauptsächlich aus durch die Kühnheit und Sicherheit ihres volleys (Widerschlag im Fluge). Allgemeine Berühmtheit erlangte der sogenannte Renshaw smash, mit dem sie dicht am Netz den Ball aus der Luft herunterschlägten, daß dem Gegner hören und Sehen verging. Ihr service galt anfangs für verhältnismäßig ungefährlich, bis sie den Overhand service einführten, der jetzt allgemein üblich geworden ist. Lawrence war ihnen beinahe gewachsen; er übertraf sie an Sicherem und festem Spiel aus den hinteren Courts und war vielseitiger, wenn auch nicht so genial.

Inzwischen waren die Damen der neuen Form des Sports nicht fern geblieben. Gerade das Lawntennis eignet sich besser als die meisten körperlichen Spiele für Frauen, weil sich dabei die mangelnden Kräfte bis zu einem gewissen Grade durch Gewandtheit und sicherer Augenmaß ersehen lassen. Sie brachten es auch bald so weit, daß sie die Leistungsfähigkeit der Wimbledonischen Wettkämpfe nicht zu schauen brauchten. Im Jahre 1884 behauptete Miss Watson die Meisterschaft und 1890 folgte ihr Miss Rice. Beide würden jeden deutschen männlichen Spieler in Grund und Boden schlagen.

Das also ist die Vergangenheit unseres modernen Lawntennis. Ob freilich Mademoiselle Margot aus dem 15. Jahrhundert ihre Colleginnen von heutzutage noch als solche anerkennen würde, ist eine andere Frage.

Nachdruck verboten.

Das böse Gesicht.

Humoristische Novelle von Albert Roderich.

Conrad besaß das Gesicht eines Gauners und das Herz eines guten Menschen. Infolge dieser Zusammensetzung war es dem Conrad Till immer recht schlecht gegangen. Seine Eltern hatten ihm eine gute Erziehung gegeben, aber sie waren lange tot. Der Vater, ein angesehener Beamter, hinterließ kein Vermögen, und so sah sich Conrad schon als achtzehnjähriger Jüngling ganz allein auf sich selber angewiesen. Jetzt zählte er achtundzwanzig Jahre und hatte in den zehn Jahren mindestens ein Dutzend Stellungen der verschiedensten Art inne gehabt. Je mehr man ihm seines Gesichts wegen mißtraute, um so verschüchterter ward er, — und je verschüchterter er ward, um so mehr mißtraute man ihm.

Vor ungefähr einem Jahre war Conrad Till von Herrn Menf, einem bedeutenden Hamburger Kaufmann, als Commiss engagiert worden. Der Vater Conrads war mit dem Kaufmann befreundet gewesen, und deshalb hatte dieser, so halb aus Mitleid, den brodlosen Menschen bei sich aufgenommen.

Eines Tages wurde Conrad in das Privat-Bureau seines Chefs gerufen. Er fand dort außer dem Chef den alten Gassier des Hauses.

"Herr Till," redete der Chef mit zornig gerunzelten Brauen ihn an, "was hatten Sie heute morgen in der Caffé zu suchen?"

"In der Caffé — ?! Ich — ich? Ach ja, — ich konnte das Facturen-Buch nicht finden, und da wollte ich nachsehen, ob es vielleicht in der Caffé . . ."

"So! Das Facturen-Buch in der Caffé! Sie haben es dort natürlich nicht gefunden."

"Nein, Herr Menk."

"Sie waren allein in der Caffé?"

"Ja; Herr Niesel, glaube ich, war gerade nicht da."

"Nein! Als Herr Niesel aber zurückkam, fand er Sie beim Geldschrank."

Conrad war immer blasser und ängstlicher geworden.

"Beim Geldschrank, — ja, — ich, — ich, — das künstliche Schloß, — es war Neugier, — ich wollte das künstliche Schloß einmal besiehen."

"So! Und das Fach des Geldschanks, in dem die Gassen-scheine liegen, stand offen. Es ist doch so gewesen, Herr Niesel?"

Der alte Caisseur nickte traurig mit dem weißen, ehrenwürdigen Haupte.

"Das weiß ich nicht, Herr Menk," stammelte Conrad.

"Es fehlt ein Hundert-Marckschein, Herr Till!" sagte nun Herr Menk und sah seinen Commis mit zornigen, durchbohrenden Blicken an.

Der verschüchterte Conrad verlor vollständig den Kopf; er griff nach einem Stuhle hinter sich, um nicht zu Boden zu sinken.

Herr Menk fuhr fort: "Aus Rücksicht auf Ihnen verstorbenen Vater, der mir ein lieber Freund war, will ich die Sache nicht weiter verfolgen. Aber Sie verlassen sofort mein Bureau!"

"Mein verstorbenen Vater — o, Gott! — Herr Menk, ich bin kein Dieb!"

Herr Menk warf einen Blick in das Gauner-gesicht, das durch die verzweiflungsvolle Erregung gerade nicht sympathischer geworden war. Er wies zornig nach der Thür.

"Hinweg! Und Sie, Herr Niesel, sorgen dafür, daß der Mensch sofort mein Haus verläßt!"

Der Arme wandte hinaus; der alte Caisseur ging niedergeschlagen und traurig hinter ihm her.

Conrad war in Verzweiflung. Diese Schande und das befeckte Andenken seines geliebten Vaters! Er mußte seine Unschuld beweisen! Er eilte zu einem Rechtsanwalt und verlangte dessen Besitzstand. Der Rechtsanwalt ließ sich den ganzen Hergang genau erzählen, sagte dann aber mit einem eigenhümlichen Lächeln: "Und Sie wollen einen Prozeß anstrengen gegen die Firma Menk?"

"Ja, das will ich!"

"Und die Kosten?"

Conrad erklärte, daß er augenblicklich gar nichts besaße.

Das Lächeln des Rechtsanwaltes ging in ein vollständig verächtliches Lachen über.

"Ich will Ihnen 'was sagen, junger Mann. Nach der ganzen Beschreibung dieser Angelegenheit scheint es mir, daß Sie absolut gar keinen Grund zum Klagen haben. Nein, im Gegenteil, ich finde, daß die Sache für Sie so günstig wie irgend möglich erledigt worden ist. Und nun, — bitte, — ich habe noch außerordentlich viel zu thun heute morgen."

So viel Kummer zu gleicher Zeit hatte Conrad noch nicht gehabt. Ein anderer würde sich trotz der schwierigen Lage wohl stärker gewehrt haben, ihm aber erschien nach der Behandlung, die ihm der Rechtskundige zutheil werden ließ, die Durchführung eines Proceßes als etwas Unmögliches.

In gebrochenem Selbstvertrauen verzichtete er auf jegliche Ehren-Rettung.

Stellenlos wie er nun war, befahl er selbst für die nothwendigsten Bedürfnisse bald kein Geld mehr. Freilich, Hunger hatte er nicht viel, — dafür jorgte der Kummer.

So schlenderte er eines Abends durch die Vorstadt. Mechanisch blieb er in die Schaufenster und in das Menschen-gewühl. Jetzt stand er vor dem Vorstadt-Theater und stierte auf den Zettel neben der Eingangsthür. Schiller's Flüster waren für heute abend angezeigt. Da gingen zwei Herren vorüber, sahen Conrad neugierig in's Gesicht und der eine sagte ziemlich laut zum anderen: "Das richtige Franz Moor-Gesicht!"

In Conrad blieb eine Idee auf. Aus Noth, Verzweiflung und einem Schatten neuer Hoffnung ward sie geboren.

Er ging zum Director des Vorstadt-Theaters und bot sich ihm als Darsteller von Schurken- und Intriquanten-Rollen an.

Der Director musterte Conrad scharf. "Um, viel Masse brauchen Sie nicht, — hm, könnten's ja 'mal versuchen, — was verlangen Sie denn?"

Und Conrad verlangte so wenig, daß der Director ihn engagierte.

Seit acht Monaten spielte nun Conrad Till alle Schurken und Intriquanten im Vorstadt-Theater für fünfundsechzig Mark monatlich. Den Namen Till aber hatte er abgelegt und nannte sich einfach Herr Conrad. Er war kein bedeutender Schauspieler, nein, das war er wirklich nicht, er wußte es auch selber. Allein, er spielte die Schurken und Intriquanten doch so gut, daß das Stamm-Publicum des Vorstadt-Theaters eine förmliche Wuth gegen ihn hegte. Die Aepielfrau vor dem Theater hatte ihm schon oft halblaut "Schuft!" nachgerufen, und die Buffet-Dame im Restaurant schloß wie unwillkürlich die Caffé zu, wenn Herr Conrad eintrat.

Nun war Conrad aber acht Tage franz gewesen. Der Herr Director hatte ihm mittheilen lassen, daß er Erfah engagiren müsse, wenn er noch länger ausbliebe. Da raffte sich Conrad gewaltsam auf und ging wieder in's Theater. Das jah mit Genugthuung seine Wirthin, Frau Pilze, die ein kleines Dachzimmer an den Schauspielern vermietet hatte. Er war ihr die letzte Monatsmiete noch schuldig, und sie hatte während der Krankheit Conrads beinahe vier Mark für ihn ausgelegt. Das schien unreitbar verloren, wenn Conrad vom Theater entlassen würde. Deßhalb Frau Pilze's Befriedigung, daß Herr Conrad heute wieder auftreten wollte, und sie beschloß sogar, durch eine Demonstration das Interesse des Publicums und damit ganz folgerichtiger Weise das Interesse des Theater-Directors für ihren nothleidenden Miether etwas anzufeuern.

Frau Pilze wollte ihrem Schuldner bei seinem ersten Wieder-aufstreten einen Kranz werfen. Dann würde der Director ihn doch wohl eher behalten, und dann könnte Frau Pilze zu ihrem Gelde kommen. Frau Pilze ging also in die nächste Blumenhandlung und forderte "so'n Kranz zum Schmeissen".

"Aha, 'n Vorbeerfranz — nich?" — Der Blumenhändler

verlangte für einen kleinen Vorbeerfranz 1 Mark 80 Pfennig. Das war Frau Pilze viel zu teuer. Sie zeigte auf einen ganz bedeutend größeren Kranz aus grünen Blättern, der oben an der Decke hing.

"Was is das denn for'n Kranz?"

"Rhododendron, kostet 1 Mark, — is aber 'n klein bischen älter."

"Das macht nix." — Frau Pilze faute den kolossal, halbdürren, verstaubten Kranz, von dem sie mit Recht behauptete: "Der zeigt doch was her," und begab sich damit auf die Galerie des Vorstadt-Theaters. Im Anfang ging alles ganz gut, denn sie war eine der Ersten; als die Galerie sich aber fullte und endlich ganz gedrängt voll war, da wußte Frau Pilze nicht so recht, wo sie mit ihrem Kranz bleiben sollte. Eine Dame neben ihr, Frau Frischhändlerin Kruse, machte einige unliebsame Bemerkungen und sagte, sie wollte sich ihr gutes Zeug nicht von einem alten, verstaubten Kranz ruinieren lassen. Die Dame, die dahinter lag, Frau geräucherte Stör-verküperin Miesemund, meinte, das hätte auch kein Mensch nothig, und es wäre doch eigentlich "ein bischen doll", solch ein "Undiert" von Kranz "mang die Menschen" zu bringen.

Da wandte sich Frau Pilze wütend um und schrie die Frau Miesemund an: "Dat geht Ihnen gar nix an, un wenn ic dat will, dann bring ic mein 'n Kranz mit!"

Jetzt erhob sich aber die robuste Gestalt eines Mannes, der hinter Frau Pilze seinen Platz außerordentlich ausfüllte. Er reckte sich mit wohlbewehrter Würde in die Höhe und sagte dann ruhig, aber nachdrücklich: "Madamm, allens was in Ordnung is; aber zehn so'n Kranze können Sie hier nich mit herbringen, — mein Name is Heinrich Bälsche. Und ich sage Ihnen, zehn solche Kränze können Sie hier nich mit herbringen. Und wenn Sie gefragt werden, un wenn's 'n Hamborger Senator is, denn sagen Sie man, ich hätt's gesagt. Mein Name is Heinrich Bälsche!"

Die Figur und die Nedeweise Heinrich Bälsche's imponirten augenscheinlich. Frau Pilze nahm ihren Riesenkranz von der Bank und hing ihn sich um den Nacken.

"So, nu ward ic woll keenen schenken," sagte sie.

"Ja, Madamm," rief nun ein junger Bursche, "fallen Sie nu man nich in die Elbe, — anners jaden Sie gleich unter!"

Während des Gelächters über diejenen Witz ging der Vorhang auf, und das Melodrama Gesühnte Sünden, oder die Tochter des Gismisches nahm seinen Anfang.

In der Zeit seines Engagements am Vorstadt-Theater hatte Conrad ein ganz außerordentlich bedeutendes Quantum von Verbrechen aller Sorten und Größen ausgeführt. Die Verbrechen waren aber doch auf längere Zeit verteilt. So viele Schandthaten wie heute waren noch nie an einem einzelnen Abend von ihm verübt worden. Er hatte in den beiden ersten Akten des Melodramas bereits drei Personen vergiftet und dem Helden des Stüdes dadurch die größten Weitläufigkeiten bereitet, daß er dessen Geliebte in ein Irrenhaus sperren ließ. Am Ende des zweiten Aktes nun gab er in einem längeren Monolog seine Absicht auf, zu seiner größeren Sicherheit das Irrenhaus auch noch in Brand zu steden. Mit einem geradezu teuflischen Lachen schlich er davon.

Diesen Moment hielt Frau Pilze für besonders günstig, ihren Riesenkranz zu schlendern. Sie nahm ihn vom Nacken und machte Anstalt ihn zu werfen. Da fiel ihr aber Frau Kruse in den Arm und rief erbost: "Wat?! So'n Schuft! Jemietnen Sie 'n Kranz?! So'n Hallunk?!"

"Dat is 'n Abseihlichkeit," secundirt Frau Miesemund.

"Ja kann mie'n Kranz jemieten, wenn ic will!"

"Ja, das können Sie woll, — aber ic mug bloß 'mal sehn, wenn Sie in's Irrenhaus sihn thäten, und das wollt ener in Brand steden, — ob Sie denn woll 'n Kranz schmeissen thäten!"

"Was?! Ich in's Irrenhaus?!" Frau Pilze freiste nur so voll Wuth, ergriß den Kranz von neuem und schleuderte ihn mit aller Kraft über die Brüstung der Galerie der Bühne zu. Aber Frau Kruse riß ihr wieder den Arm zurück, sodß der gigantische Kranz auf halbem Wege in's Parterre nieder fiel, und zwar drei Personen zugleich auf den Kopf.

Nun gab es ein bedeutendes Toben und Lärmen, und es ward ein Schuhmann geholt. Nachdem dieser sich über den Sachverhalt ein wenig orientirt hatte, begab er sich auf die Galerie, wo man ihn an Frau Pilze wies.

"Haben Sie den Leuten den Kranz auf 'n Kopf geschmissen?" fragte er die sehr erregte Dame.

"Nee, — ja, — nee, — geschmissen hab' ich ihn, — aber den Leuten auf 'n Kopf geschmissen hat ihn diese hier!" Dabei zeigte Frau Pilze wütend auf Frau Kruse.

"Ja," freischließt diese Dame, "wenn Sie so'n Schuft, — jo'n schlechten Kerl —!"

"Schimpfen Sie hier nicht!" unterbrach sie streng der Schuhmann, der von den Ereignissen auf der Bühne keine Ahnung besaß.

"Da mein' ich die gar nich mit," wandte Frau Kruse ein.

"Wer meinen Sie denn damit?!" rief in kaum noch unterdrücktem Zorn der Schuhmann.

Jetzt erhob sich wieder die robuste Gestalt hinter Frau Pilze.

"Schuhmann, allens was in Ordnung is. Mein Name is Heinrich Bälsche. Wenn ener enen in's Irrenhaus sperrt und will das denn in Brand steden, denn is er 'n Schuft und schlechten Kerl! Un wenn Sie gefragt werden, denn sagen Sie man, ich hätt's gesagt, und wenn's 'n Hamborger Senator is. Mein Name is Heinrich Bälsche."

"Irrenhaus in Brand steden?!" fragte begierig der Schuhmann.

"Auf 'n Theater," schrie eine Stimme aus dem Hintergrund.

"Aha, Sie wollen hier die Obrigkeit üben," rief nun der Schuhmann, "na, da können Sie noch 'n Massen Vergnügungen von haben. Und nu," — hier wandte er sich an Frau Pilze, "nu sagen Sie mir 'mal Ihren Namen und Ihre Wohnung, und denn wird sich ja das Weitere finden."

Als Conrad abends nach der Vorstellung auf seine Dachkammer kriechen wollte, trat ihm Frau Pilze höchst erregt entgegen. "Herr Conrad," rief sie ohne jede Einleitung, "was ich Ihnen noch sagen wollte: Ich trieg' noch die letzte Miethe von Ihnen und hab' 3 Mark 80 Pfennig für Ihnen ausgelegt, — und denn, om nächsten Ersten müssen Sie ausziehn!"

"Aber warum denn, Frau Pilze?!"

"Warum denn? Ich hab' Sie gehext und gepflegt und das baare Geld ausgelegt und Ihnen 'n großen Kranz geschnitten, und denn muß man sich so was gefallen lassen und wird von 'n Schuhmann aufgeschrieben und muß vor Gericht

und am Ende auch noch Strafe zahlen! Ich sag' Ihnen, Sie ziehn den Ersten aus!"

"Aber, Frau Pilze, von alle dem weiß ich ja gar nichts. Ich bin doch gewiß unschuldig daran."

Der bittende Ausdruck auf dem Gesichte Conrads machte es in diesem Momente besonders abstoßend.

"Sie — unschuldig?!" — sagte höhnisch Frau Pilze. Aber es überkam sie eine gewisse Angst vor Conrad. Dies Gesicht! "Er ist wahrhaftig ein Schuft!" dachte sie und jagte mit plötzlich erwungener Freundlichkeit: "Nee, wissen Sie, Herr Conrad, Sie müssen mir's nich for ungut nehmen, aber meine Schwester-tochter will bei mir einziehn, — und deßhalb müssen Sie so gu sein und den Ersten aussiehn. Sie nehmen's mir doch nich for ungut, nich, Herr Conrad?"

Also Conrad Till mußte sich eine andere Wohnung suchen. Er durchwanderte die ärmlichen Straßen in der Umgegend des Vorstadt-Theaters, worauf er in das erste beste Haus trat, an dem ein Bettel lebte. "Hier ist ein Zimmer zu vermieten. Dritte Etage", lautete die Ankündigung.

Als er drei elende Treppen erklommen hatte, sah er sich vor einer Thür, an der eine alte, vergilzte Bischofsartafe befestigt war. "Wilhelm Clemens" stand darauf, weiter nichts. Conrad trat ein und fand in einem kleinen, niedrigen Zimmer einen alten Herrn und ein Mädchen von vielleicht fünfzig Jahren.

Zuerst schien die Aussicht, das Zimmer vermieten zu können, die beiden zu erfreuen; als aber das Mädchen das Gesicht Conrads genauer betrachtet hatte, machte sie dem alten Herrn ein Zeichen und sagte zu Till, es thöte ihr leid, allein sie ständen schon mit einer anderen Person in Unterhandlung.

"Schade, dies ist ja schön nahe beim Theater!"

"Sie sind beim Theater?!" fragte begierig der alte Herr.

"Ja, hier am Vorstadt-Theater."

"Z, das ist etwas anderes! Wissen Sie, da könnte man

am Ende —. Also das Zimmer kostet 4 Mark 50 Pfennige die Woche, mit Kaffee morgens. Wenn Sie es einmal ansehen wollen —."

Conrad sah das kleine, ärmliche, aber saubere Zimmer an und mietete es. Am Ersten des nächsten Monats zog er ein.

Ein Wirth, der etwa sechzigjährige Herr Clemens, erfreute sich des Besuches eines sogenannten Charakter-Kopfes mit großer, breiter Stirne, dichtem, beinahe weißem Kopf- und Barthaar und regelmäßigen, angenehmen Gesichtszügen, auf denen immer eine gewisse selbstbewußte Würde lag.

Herr Wilhelm Clemens hielt sich für einen Dichter, nannte sich einen Schriftsteller und war ein unseliger Dilettant. Bis vor einigen Jahren war er außerdem noch Schreiber bei einem Notar gewesen und hatte nur in seinen Mußestunden den Muten zur Last gelegen. Er hatte an die verschiedensten Redaktionen und Verleger alle denkbaren Arten von Schriftstellereien gesandt, die ihm zurückgeschickt oder auch nicht zurückgeschickt worden waren, aber druden wollte sie keiner. Schließlich war er auf die Idee verfallen, sich mit einem großen Haufen verschmähter Dichtungen an ein literarisches Vermittlungs-Institut zu wenden. Der Herr Director dieses Instituts ließ sich zunächst ein Leje-Honorar zahlen und las dann ungefähr den zwanzigsten Theil der Clemens'schen Manuskripte. "Blödes Zeug," sagte er darauf so vor sich hin, wonach er die Dichtungen in eine alte Holzkiste versenkte. Als Herr Clemens nach acht Tagen wieder kam, um, zitternd vor Erregung und Spannung, die Meinung des Herrn Directors über den Wirth und die Chancen seiner Musenfindler zu vernnehmen, da erklärte der Vorsteher des Vermittlungs-Instituts mit so recht überzeugungstreuer Eindringlichkeit: "Ich mache Ihnen mein Compliment, mein lieber Herr Clemens, in Ihren Arbeiten ist 'was drin: Erfindung, Stimmung, Schwung! Es wird was damit zu machen sein, — ich zweifle nicht daran, — ich übernehme mit Vergnügen den Betrieb."

Herr Clemens sprang vor Freude, Entzücken und Stolz beinahe in die Luft. Nur die Freude und das Entzücken mäßigten sich ein ganz klein wenig, der Stolz aber nicht im geringsten, als der Herr Director für seine Auslagen und nothwendigen Speisen sich einschweilen 50 Mark auszahlte.

Unmittelbar nach diesem Ereigniß erzürnte sich Herr Clemens mit seinem Principal, dem Notar, gab seine Schreiberstelle auf und ward freier Berufs-Schriftsteller. Es ist übrigens nicht zu constatiren, ob Herr Clemens sich mit seinem Principal erzürnt hat, um sich gänzlich der Schriftstellerei zu widmete, oder ob er sich gänzlich der Schriftstellerei widmete, weil er sich mit seinem Principal erzürnt hatte. Sicher ist es dagegen, daß es von da ab ihm und seiner Tochter Elisabeth recht schlecht ging.

Elisabeth war ein ganz hübsches Mädchen, aber sie sah sehr blaß und kränklich aus, und das konnte niemand in Bewunderung sezen. Sie war Lehrerin an einer Volksschule, wofür sie ein Gehalt von jährlich 900 Mark bezog. Davon mußte sie sich und ihren Vater mit seinen sämtlichen Dichterbedürfnissen unterhalten. Des Morgens um sechs Uhr stand sie auf, mache die Wohnung rein, kochte Kaffee und sorgte für Vaters Frühstück. Dann ging sie zur Schule, quälte sich vier bis sechs Stunden mit den häufig sehr unartigen Kindern ab, begab sich wieder

„Weißt Du, Elsbeth, — wenn man so gar keine Aufmunterung findet, so gar keine Theilnahme —“

„Aber, lieber Vater!“

„Schon gut! Schon gut! Ich möchte Dir nur zu bedenken geben, daß es ganz entschieden hauptsächlich Dein Schaden ist, wenn ich so oft von meinen dichterischen Arbeiten abgelenkt werde. — Läßt nur, es ist schon gut.“

Nun wohnte Conrad bereits mehrere Tage bei Clemens. Im Vorstadt-Theater wurde seit einigen Wochen immer dasselbe Stück gegeben, und da Conrad infolge dessen weder neue Rollen lernen, noch Proben besuchen mußte, so war er den ganzen Tag über frei.

Der Dichter Clemens nahm ihn auch sofort für sich in Beschlag. Gleich am ersten Tage ihres Bekanntschafts weichte er den Schauspieler in die Geheimnisse seines dichterischen Schaffens ein. Herr Clemens war nämlich sofort auf eine neue Idee gekommen, als er den Mimen quer in seinem Hause sah. Er wollte nun auch einmal ein Theaterstück schreiben, und Herr Conrad sollte ihm zur Aufführung an seinem Theater verhelfen. Der Dichter bat sich also von dem Schauspieler die Erlaubnis aus, ihm seine letzte, beinahe fertige Novelle vorlegen zu dürfen, und Herr Conrad solle dann ganz offen und ohne jeden Rückhalt seine Meinung äußern, ob sich die Erzählung nicht ganz vortrefflich für ein Drama eigne. Und dann las der Dichter dem Schauspieler das Novellen-Fragment stundenlang mit sorgfältigster Betonung jedes einzelnen Wortes vor, und als Herr Clemens fertig war, da fragte er mit leisem, aber doch deutlich wahrnehmbaren Triumph: „Na, was sagen Sie dazu, Herr Conrad?“

Conrad hatte aber fast gar nicht zugehört; seine Gedanken waren immer bei Fräulein Elsbeth gewesen. Er hatte auch die Frage des Dichters nicht vernommen und stierte ruhig weiter in's Leere.

„Aha,“ sagte der Dichter, „ganz im Banne meiner Muse! O, Sie brauchen Sich deshalb wirklich nicht zu entschuldigen. Nun sagen Sie 'mal, als Kenner und Sachverständiger, — eignet sich diese Erzählung nicht vortrefflich zur Dramatisierung?“

„Gewiß, — das heißt, — ja wohl, — ich glaube bestimmt.“

„In der That! Darin kommt mir auch mein dichterischer Blick nicht täuschen. Nun will ich Ihnen 'was sagen. Jetzt schreibe ich erst die Novelle als solche ganz zu Ende, und dann mache ich — ein Drama daraus. Dann haben wir zwei Chancen! Meine Elsbeth soll hierauf die Novelle schnell abschreiben, und —“

„Ah, Herr Clemens,“ fiel Conrad ein, „nehmen Sie mir's nicht übel, — Fräulein Elsbeth sieht so durchbar elend aus, — sieht sie denn immer so die halben Nächte und schreibt?“

Des Dichters hohe Stirn zog sich in Runzeln zusammen.

„Herr Conrad, mich fragt niemand, wie lange ich schreibe. Nein, niemand fragt danach! Wie Sie sehen, zittern meine Hände, und ich leide an Congestionen nach dem Kopfe. Aber ich schreibe den ganzen Tag und auch sehr häufig noch des Abends, und ich kann Ihnen sagen, daß ich wirklich niemanden mit dem Copiren meiner dichterischen Arbeiten belästigen würde, wenn meine Hände nicht so zitterten. Aber man würde mir alles ungelezen zurücksenden; ich verzichtere Sie, ich bliebe sonst selbst die halben Nächte auf. — Darum würde sich dann freilich auch wohl niemand tummern!“

„D, verzehlen Sie, — ich wollte nicht, — ich dachte nur, — weil doch Fräulein Elsbeth bei Tage so schwer arbeiten muß.“

„Schwer arbeiten? Und ich? Herr, ich arbeite mit Kopf und Geist! Und wie arbeite ich? Ohne Anregung von außen, ohne Aufmunterung! Ich kann nicht reisen, kann keine Eindrücke sammeln, ich muß alles ganz allein aus mir herausbringen. Und doch hab ich's so weit gebracht! Aber ich weiß, das Entfagen und Opfern ist nicht jedermann's Sache. Sehen Sie, junger Mann, um Ihnen nur eines zu nennen, — ich habe die Erfahrung gemacht, daß eine gute Cigarre meinen Geist anregt und mir das Schaffen erleichtert. Es mag eine Marotte sein, — indessen wir Dichter haben nun auch 'mal unsere Schwächen, — nun seien Sie, — hier ist meine Pfeife, — ich rauche elenden Knaster für 20 Pfennig das Pfund, — und ich murre nicht! Nein, aber andere sollen auch nicht murren.“

„Ah, Herr Clemens,“ erwiderte Conrad, „so war's ja nicht gemeint! Ich dachte nur, daß ganze Copiren Ihrer Arbeiten wäre vielleicht überflüssig. Sehen Sie, ich habe ja so viel Zeit übrig, — wenn Sie mir nun Ihre Erzählungen dictieren, — ich schreibe eine ganz hübsche Hand.“

Wilhelm Clemens' Dichterauge leuchtete mächtig auf.

„Donner, — das wäre! — hm, — aber ich kann nicht viel zahlen, — ich —“

„O, ich bitte Sie, Herr Clemens, — es würde mir eine Ehre und ein Vergnügen sein, und ich leiste damit ja auch etwas Gemeinnütziges.“

„Junger Mann, Sie besitzen Interesse und Verständniß. Und bereuen sollen Sie das nicht! Wissen Sie, was ein Drama, das über alle Bühnen geht, an Tantzen einbringt? Na, schon gut, wir werden zur rechten Zeit weiter darüber reden. Und wenn wir vielleicht jetzt gleich einmal versuchen könnten —.“

„Zwanzig, sehr gern, Herr Clemens!“

Und Conrad setzte sich an den alten, wurmstichigen Tisch, Herr Clemens legte ihm einen frischen Bogen von seinem etwas vergilbten Schreibpapier vor und ließ sich mit einer ihm selbst bisher noch nicht bekannten Wichtigkeit in den abgezehrten Ledersessel nieder.

Conrad zog seine Cigarrentasche hervor, sie dann dem Dichter präsentierend.

„Darf ich mir erlauben?“

„Mit gravitätischem Zögern nahm Herr Clemens eine Cigarre.

„Na, im Interesse der guten Sache,“ sagte er.

Dann stand er auf, schritt mit hoch erhobenem Haupte langsam im Zimmer auf und ab und blies mit unendlichem Begehr den Rauch der Cigarre von sich. Dabei dichtete er in endlos langen Schachtelhäfen dem guten Conrad die Fortsetzung seiner trostlosen Novelle.

Die beiden waren noch engagiert bei der Arbeit, als Fräulein Elsbeth von der Schule nach Hause kam. Herr Clemens unterrichtete seine Tochter in wenig Worten über die neue Situation und sagte dann: „Weißt Du, Elsbeth, jetzt brauchst Du nichts mehr zu copiren, indessen meinen Roman. Der Onkel des Poitillons, den könnetst Du noch einmal abschreiben. Ich will ihn der neuen Romanzeitung einschicken, aber die anderen Schriftsteller von Redactoren haben das Manuscript so unsauber gemacht; so nimmt's keiner!“

„Den Roman habe ich ja schon zweimal copirt, Vater.“

„Schon zweimal? Hast Du wirklich?“ Es sah, was Du

für ein geplagtes Geschöpf bist! Es ist nur gut, daß andere, fremde Leute mehr Interesse nehmen an meinen dichterischen Bestrebungen, als meine eigene Tochter. Nun, lass nur, — es ist schon in Ordnung!“

Conrad sah, wie um Verzeihung bittend, in das blaue Gesicht Elsbeths, die ihm einen sonderbar forschenden Streifblid zuwarf. Allein sie schien kein Gesicht noch immer nicht leiden zu können, denn mit plötzlicher Bewegung wandte sie sich von ihm ab.

Die Wohnung des Herrn Clemens bestand aus drei kleinen Zimmern und einer ganz kleinen Küche. Eines war das Wohnzimmer, in dem zweiten schlief der alte Herr, und das dritte war an Conrad vermietet. In diesem vermieteten Zimmer hatte sonst Elsbeth geschlafen. Jetzt hauste sie hinter einem ganz elenden kleinen Bretterverschluß unter der Etagen-Treppe.

Conrad aber dachte, daß er nur dieses Mitteld empfinde für das arme, bleiche, immer arbeitende und nimmer schlafende Mädchen; dieses Mitteld, weiter nichts!

„Fräulein Elsbeth,“ sagte der Schauspieler eines Tages, „ich glaube, ich werde ausziehen müssen.“

„Warum?“ fragte unangenehm überrascht Herr Clemens, der die Bewertung vernahm.

„Ich kann des Nachts nicht schlafen. Es ist zu viel Lärm auf der Straße hier. Das einzige wäre vielleicht, wenn Sie mir einen andern Platz zum Schlafen geben könnten. Wenn Herr Clemens mein Zimmer nehmen wollte und Sie, Fräulein Elsbeth, Ihres Vaters Zimmer, — und ich in Ihrem Kämmerchen schlafen könnte. — Ich habe Sie oft benedict um das ruhige Bläschen, Fräulein Elsbeth.“

Fräulein Elsbeth sah dem Herrn Conrad zum ersten Male voll in's Gesicht. Conrad schlug die Augen nieder, als wäre er auf einem Verbrechen ergriffen.

Herr Wilhelm Clemens fand die Idee seines Mieters natürlich ganz vortrefflich, und als seine Tochter Einwendungen erheben wollte, machte er geheime Gesten, aus denen ganz deutlich die Frage zu lesen war, ob Elsbeth wirklich noch im Besitz eines gewöhnlichen Menschenverstandes sei?

Denjenigen Abend folgte die Umquartierung, und Conrad schien sich über seine neue Schlafröhre, die selbst ein etwas verwöhntes Haustier verschmäht haben würde, derartig zu freuen, daß Papa Clemens ihm beinahe noch die Miete ge-steigert hätte.

Zwei Tage später machte Conrad seinen Wirthen wieder einen neuen Vorschlag, der ihre Lebensweise in einem geradezu grohartigen Verhältnisse zu verbessern geeignet war. Er bat sich nämlich die Erlaubnis aus, mittags mit seinen Wirthen speisen zu dürfen. Er esse jetzt in einem Restaurant für dreißig Mark monatlich im Abonnement, und das würde er Herrn Clemens auch mit Bergmünzen zahlen.

Vater und Tochter sahen einander wie erschrockt an. Für dreißig Mark monatlich kounten sie beide mittags und abends gratis mitspeisen.

Elsbeth aber wandte trotz heitigen Räusperns und Gestikulirens ihres Vaters beschweden ein, daß sie ja keine Zeit finden werde, etwas Ordentliches zu kochen, und auf dem kleinen Petroleum-Ofen — —“

Da fiel ihr aber Conrad beinahe grob in die rede. „Ob denn das Fräulein meine, daß er nicht wisse, was er thue? So schlecht und niederkärtig, wie er jetzt im Restaurant abgespeist würde, könne er nie und nirgends anderswo zu essen bekommen! Nicht mal Hülsenfrüchte gäbe es, die er so schrecklich gern esse — —“

„Bekommen Sie bei uns alle Tage!“ rief triumphierend Papa Clemens.

Leider muß hier constatirt werden, daß Herr Conrad in diesem einen Augenblick drei Mal schwer gelogen hatte. Erstens zahlte er in seinem Restaurant nicht dreißig, sondern nur zwanzig Mark monatlich, zweitens schmeckte ihm das Essen dort vortrefflich, und drittens ob er Hülsenfrüchte schrecklich ungern. Aber er hatte gesehen, daß Elsbeth fast immer nur Hülsenfrüchte kochte.

Elsbeth durchschautete ihn freilich, sie wußte, daß er gelogen habe. Sie blickte vor sich nieder, während eine dunkle Röthe ihr sonst so bleisches Gesicht überzog. Sie war schön in diesem Augenblick, und Conrad faltete, in Bewunderung versunken, unwillkürlich die Hände.

„Weißt Du, Elsbeth,“ sagte der Dichter Wilhelm Clemens, als Conrad fortgegangen war, „jetzt könnte ich auch 'mal wieder ein Glas Wein trinken, das bringt mir immer so hübsch die Gedanken in Fluss. Und wenn ich mir ein Stäbchen gute Cigarren laufse, — es wäre ja nur eine Auslage, die sich wohl lohnen würde. Mark Twain soll bei seinen besten Arbeiten immer Tabak gesaugt haben; da ist doch noch besser, Cigarren zu rauchen! Nicht Elsbeth, nein, sag' wirklich, ist es nicht besser?“

Es begann nun für die Clemens'sche Wirthschaft eine günstigere Zeit. Dreißig Mark monatlich, dazu die Zimmermiete Conrads, das war ein ganz bedeutendes Nebeneinkommen, und Elsbeth gab auf Wunsch ihres Vaters die Extra-Hardarbeitsstunden à 20 Pfennig auf. Diesen Wunsch ihres Vaters hatte freilich Conrad provoziert, indem er den Dichter überzeugte, daß die Anwesenheit so vieler kleiner Lärmacher im Nebenzimmer das Dichten bedeutend schädigen müsse.

Durch das Ausfallen ihrer Arbeitsstunden fand nun Elsbeth Zeit, etwas Ordentliches auf dem Herde zu kochen, und wenn es auch stets nur ein recht frugales Mahl war, die Drei saßen doch fast immer eine volle Stunde bei Tische und unterhielten sich vortrefflich. — Und dabei fanden denn die beiden jungen Menschen, daß sie dasselbe und gleiche Interesse für das Gute und Schöne besaßen, und sie sahen einander viel in die Augen. Elsbeth aber dachte gar nicht mehr daran, daß Herr Conrad ein böses Gesicht hätte.

Eines Tages warteten Elsbeth und Conrad im Wohnzimmer mit dem Mittagessen auf den Dichter. Dieser hatte sich in das Schreible seiner Manuskripte zu erfinden. Als Herr Clemens endlich in's Zimmer trat, sah seine Tochter sofort an seinem fröhlichen Gesicht, daß ihm etwas Angenehmes passirt sein müßte.

„Elsbeth,“ begann der Vater mit seinem freundlichsten Lächeln, „Elsbeth, glaubst Du an Bestimmung?“

Elsbeth blickte fragend zu ihm auf.

„Nein, weißt Du, Kind, es ist zu merkwürdig,“ fuhr der Dichter fort, „ich habe Dir doch von Mark Twain erzählt, — nun gib einmal Ach! Also, ich komme zu meinem literarischen Agenten und frage nach meinen Manuskripten. Bis jetzt hat er nichts davon untergebracht. Nun, an meinen Manuskripten

liegt nicht die Schuld, das hat er mir gerade aus gefragt und daran einige sehr treffende Bemerkungen über den Bildungsgrad derjenigen Herren Redactore und Verleger geknüpft.“

„Aber,“ sagte mir der Mann weiter, „ich habe heute eine großartige Chance für Sie. Es ist eine Literar-Convention mit Amerika abgeschlossen, und dorthin werde ich Ihre Arbeiten senden. Der Lapidar-Stil, in dem Ihre Dichtungen geschrieben sind, ist ganz besonders für die Amerikaner geeignet, und ich bin überzeugt, daß wir da drüben ein Bombengeschäft machen!“

„Elsbeth, was sagst Du dazu? Mark Twain, den ich Dir so oft als Beispiel genannt habe, ist Amerikaner, und meine Vorbeeren werden jetzt auch in Amerika blühen! Ist das merkwürdig, oder ist das nicht merkwürdig?“

Elsbeth fand das ihrem Vater zuliebe merkwürdig.

„Mein Freund, der Director,“ fuhr Herr Clemens fort, „hat seine eigene Agentur in New-York. Für die nothwendigen Auslagen, Formalitäten, Registriren, Annonsen u. s. w. verlangt er hundert Mark!“

Elsbeths blaues Gesicht ward noch um einen Schatten blässer.

„Hundert Mark? Vater, woher — —?“

Die Dichterstirne bedekte sich mit finstern Runzeln.

„Natürlich, ich hätte mir das denken können! Ich habe das große Los in der Hand, und meine Tochter will den Einsatz nicht hergeben!“

„Aber Vater, wir haben erst vorige Woche die Miete bezahlt. Woher sollen wir jetzt so viel Geld nehmen?“

Herr Clemens hatte während dessen seine Blicke im Zimmer umherweichen lassen. Er sah sich ohne Zweifel nach irgend einem Gegenstand um, aus dem Geld herauszuholen war. Aber er fand keinen solchen. Nur das Allernothwendigste an Mobiliar schien noch vorhanden, alles andere war schon verlaufen. Jetzt hastest keine Blöße an Conrad.

„Herr Conrad, Sie sehen, um was es sich hier handelt. Sie sehen, was hier auf dem Spiele steht, und ich weiß, Sie haben Interesse für die Kunst. Wenn es Ihnen möglich wäre, mir soviel Logis einige Monate im voraus zu zahlen — —?“

„Einige Monate im voraus?“ stammelte Conrad verwirrt — „ja, — jawohl, — gewiß, — ich —.“

„Ich danke Ihnen. Und Sie werden keinen Schaden dabei machen. Ich zahle Ihnen bitten!“

„Aber Vater!“ rief Elsbeth entsetzt.

Conrad fühlte ihre Sorge für ihn und er warf ihr einen gerührten Blick zu.

Herr Clemens führte der Dichter die Unterhaltung bei Tische fort allein. Er war sehr aufgeräumt und schwiegte in seinen künstlichen Erfolgen. So ganz nebenbei bemerkte er auch noch, daß der Director des literarischen Instituts schnellmöglich in den Besitz des hundert Mark gelangen müsse, damit er nicht erst die Manuskripte der Concurrenten nach Amerika sende.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Stille Arbeit.

Stille von Katharina von Doering.



italien! Ein grauer, grauer Himmel heute, an dem noch grauere Wolken langsam, aber rasch hinziehen. Düstere, in welche Rebelsäule eingehüllte Berge, die mürrisch in einen blaugrauen, großen See blicken. Müde, wie erstarret, schleppet er seine Wassermassen bis an's Ufer. Klatsch, klatsch, schlagen sie gegen die Steine an, in langsamem, abgemessenen Abständen, und rollen schwärzlich zurück. Manchmal segt ein Windstoß über die Wasserfläche, krümelt sie ein wenig und scheint sie erwecken zu wollen aus ihrer Apathie. Zwischen dem Winde und den Wolken herrscht ein Einverständnis, denn auch diese befreien sich, die grauen Blättern zu tönen, und gießen Regenschauer über Regenschauer hinein, als ob sie den See über sein Gestade in das Thal hinaustreiben wollten.

Es war alles grün. Natürlich, der Mai stand ja vor der Thüre. Die Kastanien, die edeln mein' ich, nicht die Rosskastanien, hatten schon häbsche Blätter, und von jeder Blattspitze hing ein Tropfen nieder; Thränen, die der verreisten Sonne geweint wurden. Das Gras, so hoch, daß ganze Regimenter von Krähen sich darin verstecken konnten, stand voller Narzissen. Die armen Dinger! Sie waren schon ganz niedergedrückt vom Regen; in Familien hielten sie sich bei einander und tropsten und tropsten, anstatt zu dutzen.

Mein Regenschirm befand sich in dem Zustand einer überfüllten Dachrinne, denn von jedem Stabe kam ein steiner Bach hernieder, und ich war gewiß, nicht vom Regen in die Traufe zu kommen, denn dieses Mal genoh ich beides zugleich.

Das kleine italienische Städtchen kostet etwas zusammengepfercht am Seeufer, wie jemand, dem seit längerer Zeit salte Douchen verordnet sind, der sich aber noch immer nicht daran gewöhnen kann. Die Straßen, eng, düster und nicht sehr sauber, haben Gerüche von complicirter Natur aufzuweisen, die durchaus unbeschreibbar sind. Der große Puhl, unter der Wölbung eines steinernen Hauses, macht ebenfalls keinen vertrauenserweckenden Eindruck. Es wird zwar behauptet, daß die schönen Italienerinnen ihre schmutzige Wäsche darin wüschen (die reine Bedürfnis dieser Aufmunterung auch manchmal), allein ich wage nicht zu behaupten, daß es wahr sei, obgleich es mich nicht überraschen würde.

Ich trat in eine Apotheke, um verschiedene Kleinigkeiten zu erwerben. Es war ein dunkles, aber nicht so sehr schmutziges, kleines Loch, mit mehreren Regalen für Flaschen und Gläser an den Wänden, getheilt durch

machte überhaupt einen auffallend verlegenen Eindruck, und sein Gesicht war ganz mit Purpur überzogen, als hätte ich ihn bei etwas Unrechtem ergrapt.

Da ich mich ungefähr so benahm wie die beiden verschwundenen Jungen und absolut nicht wußte, was ich wollte, wenigstens keinen Schimmer bezog von der italienischen Bezeichnung der Dinge, die ich wünschte, so sahen wir uns erst einen Augenblick verzweiflungsvoll an, und dann rief er seine Frau.

Sie war klein und blond, zierlich gebaut und hatte ein graues, etwas vernachlässigte ausschendes Kleid an. Dieses war gewiß einmal hübsch und neu gewesen, und sie hatte sich vielleicht auch darüber gefreut, daß es hübsch und neu war. Das mußte aber schon einige Zeit her sein, und in einiger Zeit kann man ja gegen manche Dinge merkwürdig gleichgültig werden, besonders wenn sie ihren Zweck nicht erfüllen. An ein schönes, frisches Kleid knüpfen sich manchmal junge, frische Hoffnungen.

Während ich mit der Frau sprach (sie verstand ziemlich gut französisch), betrachtete ich sie. Sie war nicht eigentlich hübsch und ein wenig verblüht. Weder Mund, Augen noch Nase hatten etwas Besonderes; und doch las ich in dem Gesamtausdruck des Gesichtes etwas, das ich nicht gleich zu entziffern vermochte.

Der eigene Bild, mit dem sie zu ihrem Manne aufnahm, indem sie mir das, was er sagte, überreichte, während er noch immer roth, fast zu geschäftig und laut meine Wünsche erfüllte, — die Einfertigkeit, mit der sie mir, als er einen Augenblick hinausgegangen war, einen kleinen Abriss ihres Lebens gab, — ihre Bemühung, ihn dabei fast unmerklich und indirekt in ein möglichst günstiges Licht zu stellen, — der weiche Ton ihrer Stimme, wenn sie von ihm sprach, der lächelnde Mund und die traurigen Augen, das alles konnte ich nicht recht zusammenbringen; — ja ich war mir dessen selbst noch nicht einmal ganz bewußt und dachte erst später darüber nach.

„Es ist heute unser Hochzeitstag,“ sagte sie, „wir sind gerade drei Jahre verheirathet.“ Sie lächelte; es war eine hübsche Erinnerung für sie. „Und wir haben schon zwei Knaben; der eine wurde am Tage des heiligen Johannes geboren.“ Es ist gewiß ein Segen, am Tage des heiligen Johannes geboren zu werden, und ich glaube, daß sie wünschte, dieser Segen möchte ihrem Kinde ganz und voll zu Theil werden. Vielleicht wünschte sie auch, ihr Sohn möchte dem heiligen Johannes gleichen, lieber, viel lieber als einem anderen, ich wußte nicht wem; jetzt weiß ich es.

„Und er, mein Mann,“ sagte sie, — wieder mit dem sanften Blicke der traurigen Augen, — „er meint, ihm wären Mädchen lieber gewesen als Knaben, denn sie seien anmutiger in allen ihren Stellungen und Gebärden.“ Sie sah in diesem Augenblicke fast glücklich aus, als riefe sie sich alle Liebesworte ihres Mannes zurück; als sähe sie in dieser Bevorzugung ihres Geschlechtes seinerseits eine Anerkennung, eine Erhöhung ihrer selbst, als hätte er mit diesen seinen Worten gesagt: „Ich wollte, all die Liebe, die Du auf mich vertheilst, die Du vielleicht umsonst verschwendest, die lebte in Töchtern fort, die Dir gleichen, und ich wollte, ich hätte lieber keinen Sohn als einen, der seinem Vater ähnlich würde.“

Ich nahm kurzen freundlichen Abschied von dem verlegenen, erröthenden Manne und der kleinen Frau, die so tapfer lächeln konnte, während in ihren Augen ein so großer Schmerz geschrieben stand, und ging meines Weges.

Der Regen hatte aufgehört, aber er drohte noch immer. Das böse Wetter ahmete nur auf, um dann mit neuen Kräften einzufegen. Die grünende Erde gab sich so viele Rühe zu lächeln, aber der Himmel darüber war sterbenstraurig.

Ich glaube, ich vergaß die ganze kleine Geschichte, denn in den nächsten Tagen läßt es sich ein wenig auf, und das lachende Wetter verscheuchte die trüben Gedanken. Aber nach einiger Zeit kam ich gesprächsweise darauf zurück, als ich mich mit meinen freundlichen Wirthsleuten unterhielt.

„Ah, da waren Sie,“ sagten beide, „ja, da ist nicht viel zu suchen! Er ist den ganzen Tag betrunken und schlägt sein Weib. Und sie ist von guter Herkunft und eine so nette kleine Frau!“

Traurige sanfte Augen, lächelnder Mund, jetzt verstehe ich euch! Wie viel Liebe, wie viel Hoffnung und Geduld wird hier vielleicht umsonst hingegeben, Jahr um Jahr, Tag um Tag. Wie viel Seelenarbeit wird hier angewendet, und möglicherweise wird nie etwas damit erreicht!

Nie? Als ob Arbeit jemals umsonst sein könnte! Als ob wir nicht an uns selbst am meisten gewinnen, wenn wir meinen, an anderen zu arbeiten, in Liebe und Geduld. Als ob Arbeit, welcherlei Art sie auch sei, nicht in sich den Lohn trüge, den wir erst von ihrem Ausgang erwarten; denn die fortschreitende Entwicklung, die sie hervorbringt, der Weg von Stufe zu Stufe, den sie uns führt, ist es nicht das, was in einer Menschenseele schwerer wiegt, als Erfolg?

Nachdruck verboten.

Frauen auf der internationalen Kunst-Ausstellung in Wien. (Frühjahr 1894.)

Bon Balduin Groller.

Sie freundliche Leserin wird hiermit zu einer kleinen Kunstmuseum im Wiener Künstlerhause ganz ergebnis eingeladen. Wir werden uns aber eine weise Besichtigung auferlegen müssen; denn es giebt da sechshundzwanzig Bildersäle, — der Katalog, der die Namen der Künstler und die Titel ihrer ausgestellten Werke anführt, repräsentirt sich als ein stattlicher Band von einhundertsechzig Seiten und die „Illustr. Frauen-Zeitung“, in der wir unsere Beobachtungen niedersetzen, erscheint leider nicht alle vierzehn Tage im Umfange eines Conversations-Katalog-Bandes.

beschäftigen wir uns also lediglich mit den österreichischen, resp. ungarischen und deutschen Malerinnen. Es wimmelt etwas durch einander unter ihnen. Louise Begas-Parmetier ist von Haus aus eine Wienerin, aber sie ist eine Berlinerin geworden, — in welche Abteilung gehört sie also? Und Vilma Parlaghi, — hat Österreich oder Deutschland Anspruch auf sie? Nun, wir werden uns weniger mit dem Heimatsschein, als mit der künstlerischen Leistung zu beschäftigen haben.

Beginnen wir mit Vilma Parlaghi. Sie hat nur ein Bild ausgestellt, ein Portrait, aber es ist eine vornehme und ernste Leistung; das Bild stellt eine Dame in Schwarz vor,

deren feingezeichnete, durchgeistiger Kopf in guter Leuchtkraft sich von dem dunklen Hintergrunde abhebt. Vilma Parlaghi hat sich mit diesem Portrait in die Reihe der vorzüglichsten deutschen Bildhauerin gestellt. — Ebenfalls als eine Künstlerin ersten Ranges zeigt sich Natalie Schultheiß mit ihrem großen Stillleben. Das glitschige Seefischwerk auf diesem ist mit ganz erstaunlicher technischer Meisterschaft behandelt; da offenbar sich ein seltes und ursprüngliches Talent, denn es gibt wenig Meister in Deutschland, die ihr das lehren könnten. Das Bild hängt in der Nachbarschaft eines Gemäldes von Adam Kunz, dieses Riesen des Stilllebens, und es hält mit Ehren, es hält glänzend Stand, trotzdem einzelne Partien eingeschlagen sind und stumpf und blind daliegen. Durch ein nenerliches Firmen können hier noch manches Heldentum gehoben, noch manches Licht aus dem todten Schatten gelöst werden.

Margaretha Hormuth-Kallmorgen stellt Astern in einer japanischen Vase aus. Die Astern ist die unmalerischste Blume, die ich kenne, hier aber haben wir trotzdem eine gute malerische Wirkung. — Ebenfalls tüchtig gemalt, obgleich reizlos im Motiv, ist ein Trauben-Stilleben von Sophie Dahries. — Eine erfreuliche Breite in der Technik zeigt Sophie Bühn's junge Dame am Theatertisch; die coloristische Intention ist gut, aber nicht durchweg bis an's letzte Ziel gebracht, und auch die Modellierung läßt noch zu wünschen übrig.

Besondere Aufmerksamkeit erweckt Frieda Menshausen's „Portrait-Studie“, eine junge Dame in malerischer Stellung hingegossen, felsame Blüthen betrachtend, die sie mit gespreiztem Arme vor sich hält. Das ist alles interessant gemacht und regt den Beschauer an, aber gerade als Portrait-Studie können wir es nicht gelten lassen. Dagegen spricht die ganze Aussaftung und namentlich die Dekomone in der Lichtführung. Um von anderem zu schweigen, geht es doch nicht an, bei einem Portrait gerade den Kopf in den tiefsten Schatten zu rücken; da muß der Kopf klar heraus, er darf trotz des Schattenspiels nicht verschwommen sein. — Ein liebenswürdiges Bildchen ist Minna Stod's „Schmeichelpäppchen“. Zwei Häppchen unterhalten sich mit einem würdigen Mops, und der Beschauer unterhält sich ebenfalls, selbst wenn er sich sagen muß, daß in coloristischer Hinsicht hier noch nicht alles ganz ausgereift sei. — Olga Beggrow-Hartman zeigt in ihrem „Gäsbuben“ schöne künstlerische Eigenarten; es bleibt nur zu bessern, daß sie ihr Werk nicht weitergeführt und ihm den flüssigen Charakter belassen hat. Olga von Boznanowska hat das Portrait eines jungen Mannes ausgestellt, das in seiner ungewöhnlichen Anordnung, seiner reizbaren technischen Behandlung den sympathischsten Eindruck macht. — Lina Röhrl läßt in ihren Stoff gemalten „Krischen“ erkennen, daß sie durch eine gute Schule gegangen sei, nämlich durch die von Olga Bisinger-Florian, welche begnadete Schülerin J. C. Schindler's mit zwei ganz ausgezeichneten Bildern, einer blühenden Wiege und einer „Frontleidnams-Processe“, auf der Ausstellung vertreten ist. Beide Bilder zeigen eine erstaunliche Sicherheit in der Beherrschung aller künstlerischen Ausdrucksmittel und eben so viel tiefe poetische Empfindung, wie gesunde realistische Beobachtungsgabe. Susanne Granitsch, eine Schülerin Meister Karger's, und Hermine Lautoka haben sehenswerthe Blumenstücke gefaßt.

Tina Blau, auch eine Schülerin Schindler's, ist durch einen Blick auf Wien vertreten. Das Bild hängt leider so ungünstig, daß nicht auch Wien einen Blick auf das Bild werfen kann, und daß sich seine Vorzüge mehr ahnen, als mit Sicherheit feststellen lassen. Von Camilla von Friedländer finden wir mehrere sehr fleißig ausführte Stilleben in der sauberen Manier Schödl's, von ihrer Schwester Hedwig von Friedländer einen reizenden Studienkopf. Marie Egner (steirischer Maitag) und Bronislawa Pinell (Portrait) steuerten achtungswerte Leistungen bei. Ferner haben Gräfin Adrienne Pötting, Helene Stromeyer, diese durch ein Blumenstück von sel tener Leuchtkraft, Hermine v. Janda und Bertha von Tarnóczy rechtlich mitgeholfen, die Achtung vor der weiblichen Künstlerlichkeit zu erhöhen. Wenn man sich dann zum Schluß das von ausgereifter Künstlerhaft zeugende Motiv aus einem römischen Parke von Louise Begas-Parmetier angesehen hat, wird man eine leidlich orientirende Rundschau abschließen können.

Nur eine Thatjache sei noch festgestellt, die nicht nur an sich außerordentlich erfreulich ist, sondern die auch zu ernstem Denken anregt, und die ganz besonders in dieser Zeitschrift nachdrücklich vorgegeben zu werden verdient: Eine auffallend große Anzahl von Werken der Künstlerinnen trägt den Schmuck des ersehnten blauen Zettels, auf dem zu lesen steht „Angelaust“. Das vielsagende Wörterchen giebt Antwort auf ein Stück sociale Frage. Angelaut von Privaten, vom k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht, von der Jury zu Verlosungszwecken u. s. w., — darin steht, ganz abgesehen von der Frage des Frauenerwerbes, auch eine entscheidende Kritik, und wir halten es nur für recht und billig, diese praktische, kritische Würdigung — Thatjachen beweisen, Schreien hilft nichts! — unserer eigenen anzufügen.

Nachdruck verboten.

Der Witwe Kind.

Ihr Herz ist gramumsangen,
Wenn sie ihr Kindlein kost;
Sie küßt ihm ernst die Wangen,
Sie spricht: „Sei Du mein Trost!“

Gott hat mir Leid gegeben;
Mein Glück zerstob im Wind!
Gieb Du mir Kraft zum Leben,
Mein kleines Waisenkind!

Du Zweig, der niederwallte
Vom Baume, der gefällt!
Du Händlein, das ich halte!
Du Händlein, das mich hält!

Frida Schanz.

Fragen.

Geburtstage-Datierung. — Heißt es der 1., 2., 3. ic. Geburtstag eines Menschen, wenn er 1., 2., 3 Jahre alt geworden ist, oder sein 2., 3., 4. Geburtstag?

R. B. Cassel.

Johanniter-Orden. — Unter welchen Bedingungen bildet der Johanniter-Orden Krankenpflegerinnen aus? Bei wem muß man sich um Zulassung zu dieser Ausbildung bewerben?

Mehrere Leserinnen.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schilderworten hin.)

Gebüchen (64). — Ein wenig nationale Eifersucht, wer es wohl besser mache, der Deutsche oder der Engländer, nicht wahr, Miss Mary und Fräulein Marie? — Die englische Sitte, die der Dame gegenüber dem Herrn die Führung beim Gräben zuweist, stellt das weibliche Geschlecht zweifellos auf eine noch höhere Stufe, als es der deutsche Brauch thut. Die Dame wird damit gewissermaßen direkt zur Herrin, der Herr zum Diener, der es nicht eher wagen darf, seine Ehreblätter zu dezeigen, als bis er dazu aufgefordert wird. Sicherlich ist diese äußere Respect-Bezeugung zum Theil aus größerem inneren Respekt erwachsen, und schon die Gewöhnung an solche Aeußerlichkeiten mag zu den stärkeren Erfolgen der Frauen-Bewegung in England und Amerika einiges beigetragen haben. Aber auch die Auswüchse kann man hierauf mit zurückführen. — Der englische Gruß ist also geeignet, die Frau freier und stolzer zu machen; sie kann wählen, auszeichnen und ablehnen, sie wird daher leichter freundlich grühen; in Deutschland muß sie abwarten und selbst den lästigen Gruß erwidern, was ihre Natürlichkeit nicht günstig beeinflussen dürfte.

In diesen Thatsachen liegt ein Vorzug der englischen Grußform, wenn schon in der Praxis der Unterschied nicht immer so scharp zur Geltung kommt, denn auch die englische Dame wird zuweilen gegen ihre Regelung einen Herrn grühen müssen, und die deutsche Dame versteht es sehr wohl, nur durch den bloßen Widergruß jemand zu beglücken oder gründlich abzulehnen.

Man sagt, bei dem freieren Verkehr der Geschlechter in England und Amerika sei die englische Grußform ein vorsätzliches Mittel, um die Männer zu zögeln, während die ohnehin ängstlich zurückhaltenden und beim Gräben oft bis zur Unstetigkeitswürdigkeit stellenden deutschen Damen schließlich gar nicht grühen würden, wenn der Herrengruß sie nicht mehr dazu zwinge. Diese Behauptung hat vielleicht manches für sich; sie erhellt Ihnen auch die Antwort, daß die Grußform bei jeder Nation aus deren Eigentum erwachsen ist und für jede ihren speziellen Vorzug besitzt. Bescheidenheit oder Unbescheidenheit, Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit zeigen, kann man schließlich ebenso bei der einen wie bei der anderen Form. Nach unserer subjektiven Ansichtung hat also keine viel vor der anderen voran; wir würden es viel sympathischer finden, wenn überhaupt nicht so peinlich abgemessen würde: Wer soll der erste sein? Es ist langweilig genug, daß wir ohne das Leitbild der Etiquette nicht ohne Aufschau um einander herumkommen; je mehr wir es durch Herzfreundlichkeit und Unbefangenheit ersparen können, desto wichtiger wird uns selbst dabei werden.

Bräu v. Z., Madras. — Für das freundliche Interesse, das Sie und Ihre Freunde in der Ferne der Illustrirten Frauen-Zeitung bewahren, besten Dank! Der hübsche Beitrag wird gelegentlich gern verwendet werden.

Mr. Fritz C. Düsseldorf. — Die Münchner sogenannte Zwiggeld-Ganttsel und der dazu gehörige Poltersessel des Stadtgerichts-Dieners befinden sich jetzt im Besitz eines Münchner Vereins. Die Tafel bringt noch anfangs des siebziger Jahres am alten Rathause beim Eingang in die Burggasse; an ihr wurden die Subhaupts-Bekanntmachungen wegen unterlassener Güterrichtung nach vorgenommenem „Spann- und Waschschmitt“ angehängt. Einsprüche gegen diese Verfügung oder Steigerungs-Angebote konnten nur abends, zehn Minuten vor und bis zum Schluß des Abendgebet-Läutens, bei dem während dieser Zeit dort Diensthabenden Gerichtsdienner angebracht werden. Dieser mußte solche Anträge, im Ganttsessel fixiert, protokollieren und in der Lage sein, die Beweise vollzogene Beleghägnisse: einen Holzsplitter aus einer Thüre oder einem Fenster des schändlicheren Anwesens, sowie eine kleine Portion Erde oder Sand aus dem Hofraume vorzuzeigen. Das ganze Verfahren hatte seine Rechtswürdigkeit verloren, wenn der Gerichtsdienner die Tafel eine Minute zu früh schloß, oder wenn er zu spät am Platze war.

Major S., Stuttgart. — In Deutsch-Südwest hat man jetzt Maßregeln zum Schutz der Paradies-Vögel getroffen. Das Gesetz schreibt eine besondere Erlaubnis zum Schießen dieses prächtlichen Vogels vor, und man darf in der That hoffen, daß infolge dessen dem vollständigen Abschrot der niederländischen und der englischen Regierung sein, daß durch ein ähnliches Verbot auch in den übrigen Theilen Neu-Südwales die bekannten herzlichen Federn der Industrie erhalten bleiben. Heute kann man sich die ausgewachsenen Exemplare mit vollständig entwickeltem Federbusch, wie man sie noch vor zehn Jahren gesehen hat, kaum mehr verschaffen, und bald werden auch die Museen nicht mehr wissen, an wen sie sich zu wenden haben, um ihre verdorbenen Exemplare durch andere zu ersetzen. Die Vögel, mit denen gegenwärtig der Markt von Paris überfüllt wird, sind durchweg junge Thieren in ihrem ersten Edensleid, ohne Glanz und ohne Farbenfeuer, die deshalb auch keinen großen Wert besitzen.

G. C. Altona. — Vorsitzender des Vereins für Hebung der Volksgesundheit ist der Geh. Ober-Regierungsrath Dr. von Broich; das Vereins-Bureau befindet sich in Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Str. 58. Auf der Seite der bestehenden Krankenanstalten beansprucht der Verein Volks-Heilstätten und Gesundungsheime nach dem Muster der vom Frankfurter Verein für Rekonvalescenten-Anstalten begründeten Volks-Heilstätten für Lungentranke in's Leben zu rufen und in der Nähe Berlin mit einer solchen Anstalt zu beginnen. Zur Mitwirkung an allen in das Gebiet der Frauen-Hygiene fallenden Aufgaben sollen besondere Frauengruppen gebildet werden. Durch Einrichtung hygienischer Haushaltungskurse, Ausbildung der herauswachsenden weiblichen Bevölkerung im Samariterdienst, in Kinderpflege und gesundheitsgemäßer Jugendziehung, zunächst durch private Veranstaltungen, will man praktisch an der Lösung der Frauenfrage mitarbeiten. General-Sekretär des National-Vereins ist Herr Dr. B. Bierer (München), der mit Dr. O. Weitstein (Charlottenburg) den Menschenfreund, Degan für gesundheitliche Reformen, herausgibt.